Napoleon in Deutschland.

Von

L. Mühlbach.

Dritte Abtheilung.

Napoleon und Blücher.

Dritter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

Napoleon

und

Blücher.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch.

Krieg und Waffenstillstand.

I.

Theodor Körner.

Ein neuer Zug Freiwilliger war von Berlin gekommen, und heute in Breslau angelangt. Auf dem großen Marktplatz, der Ring genannt, waren sie so eben von den Wagen gestiegen, und hatten in dem schönen, mitten auf dem Platz belegenen Rathhaus ihre Quartierbillets erhalten.

Eben traten zwei dieser Freiwilligen wieder aus dem Rathhaus hervor, und schritten Arm in Arm die Stufen der Vortreppe hinunter. Es waren zwei junge Männer von zierlichem, zartem Wuchs, von seltsam jugendlichem Ansehen. Nicht der kleinste Schimmer eines sprossenden Bartes war um die frischen, rothen Lippen sichtbar, und so durchsichtig weiß und zart waren ihre Stirnen, als habe nie ein rauhes Lüftchen oder ein Sonnenstrahl sie getroffen. Aber Niemand war verwundert gewesen

über ihre Zartheit und ihre Jugend, denn man war es jetzt gewohnt, daß die Knaben es den Jünglingen und Männern gleich thaten, und daß der Muth und die Tapferkeit nicht von dem Geburtsjahr mehr abhängig war. Neben den bejahrten Männern sah man eben erst confirmirte Knaben in die Reihen der Freiwilligen treten, und mit derselben Kraft und Energie ihre Gewehre handhaben, wie die kriegsgewohnten Soldaten.

Niemand hatte daher auch Anstoß genommen an der Jugend und Bartlosigkeit der beiden jungen Männer, die eben aus dem Rathhaus kamen, und Arm in Arm über den Platz dahin schritten.

Jetzt also ist unser Loos geworfen, sagte der Eine von ihnen mit einem köstlichen Lächeln. Wir sind Soldaten!

Ja, wir sind Soldaten, rief der Andere, und wir werden tapfere sein, Caroline!

Caroline! rief der Andere entsetzt. Welch' ein Frevel! Haben wir nicht unsere Frauennamen mit unsern Kleidern beim Juden Hirsch in Berlin gelassen, Leonore?

Ach, und doch nennst Du mich auch noch bei meinem Frauennamen, sagte Leonore mit einem

sanften Lächeln. Immerhin, was schadet es, wenn's Niemand hört! Der liebe Gott und wir zwei haben kein Geheimniß vor einander, und wir dürfen uns daher schon nennen mit den Namen, die wir in der heiligen Taufe empfangen haben.

Aber vor der Welt da heißen wir jetzt anders, da bin ich der tapfere Carl Petersen und Du — wie heißest Du eigentlich jetzt, Leonore?

Carl Renz heiße ich, sagte Leonore lächelnd. So hieß mein lieber, guter Lehrer, dem ich all mein bischen Wissen verdanke, und der die eigentliche Veranlassung zu dem Schritt ist, den ich jetzt gewagt. Er war lange Soldat gewesen, und hing mit glühender Begeisterung an dem Vaterland und an der Königsfamilie. Die Geschichte war sein Lieblingsstudium, und mit flammender Beredtsamkeit erzählte er mir von den Heldenthaten, welche die um ihre Freiheit ringenden Völker der alten und neuen Geschichte vollbracht hatten. Dann glänzten seine Augen wie in überirdischer Freude, und wie ein Strom von Poesie flossen ihm die Worte von den Lippen. Er lehrte mich, daß, wenn das Vaterland in Gefahr sei, auch die Frauen die heilige Pflicht hätten, das Schwert zu nehmen zur Vertheidigung

des Vaterlandes, und daß der schönste Tod sei, zu sterben auf dem Felde der Ehre. Die Jungfrau von Orleans und die Heldin von Saragossa waren seine Lieblingsgestalten, und die Königin Louise nannte er nur die heilige Märtyrerin für die deutsche Freiheit. Als sie vor drei Jahren starb, da war mein erster Gedanke, wie mein lieber alter Lehrer wohl diesen Kummer ertragen werde, und daß es Pflicht sei, ihn zu trösten und aufzurichten. Ich eilte also zu ihm hin, und fand ihn traurig und niedergeschlagen, wie ich ihn nie gesehen. Jetzt hoffe ich nichts mehr für Deutschland, sagte er mir, denn der Genius der deutschen Freiheit hat uns verlassen und sich zum Himmel gerettet! Die schöne und edle Königin Louise hätte vielleicht die Deutschen noch einmal begeistern können, daß sie die Schmach von sich abschüttelten, und dem Tyrannen ihre Stirn zeigten. Nun ist sie todt, und die Freiheit ist mit ihr gestorben! — Nein, rief ich, nein! Aus ihrem Grabe wird die Freiheit erblühen! Deutschland wird aufstehen, um den Märtyrertod der Königin Louise zu rächen, Deutschland's Zorn wird entbrennen vor diesem neuen heiligen Opfer, das die Tyrannei Napoleons uns gekostet! Ja, gewiß,

Deutschland wird aufstehen, um Louise zu rächen! — Er sah mich lange an, und seine Thränen hörten auf zu fließen, dann nach einer langen Pause sagte er: wenn es so ist, wie Du sagst, wenn Deutschland zum Schwert greift, und sich erhebt aus dem Staube, was wirst Du alsdann thun, Leonore? Wirst Du daheim bleiben, und Strümpfe stricken, und Charpie zupfen, oder wirst Du den Muth haben, dem Vaterland Dein Herz, Dein Blut, Dein Leben zu opfern, und eine Heldin zu sein? — Ich werde den Muth haben, rief ich freudig, ich werde dem Vaterland mein Blut und mein Leben weihen, und auf dem Schlachtfeld den Sieg erstreiten helfen oder sterben! — Die Augen meines alten Lehrers strahlten vor Wonne. Schwöre es mir, Leonore, schwöre es mir bei Allem, was Dir heilig ist. Schwöre es mir beim Andenken an die Königin Louise! — Ich legte meine Hand auf die Bibel und schwur ihm beim Andenken an die Königin Louise, für das Vaterland zu kämpfen wie ein Held, wie ein Mann! — Jetzt gehe ich aus, meinen Schwur zu erfüllen, und da mein guter, alter Lehrer gestorben ist, habe ich mir seinen Namen als Erbtheil genommen, und nenne mich nach ihm Carl

Renz. Mir scheint, es ist nun eine doppelt heilige Pflicht für mich, tapfer zu sein, denn ich muß dem Namen meines Lehrers Ehre machen.

Und Du wirst ihm Ehre machen, dessen bin ich gewiß, rief Caroline. Aber auch ich will ihm Ehre machen, das schwöre ich Dir, Leonore! Mich hat kein Lehrer dazu angetrieben, das Vaterland zu lieben. Es ist mir so von selbst gekommen, vielleicht weil ich nichts Anderes zu lieben hatte. Ich stehe allein auf der Welt. Meine guten Eltern sind todt, Geschwister habe ich nicht, einen Liebsten auch nicht, und da ich denn nichts hatte, was ich lieben könnte, so habe ich mein Herz dem Hasse hingegeben. Ich hasse die Franzosen, und vor allen Dingen den grimmen Tyrannen Napoleon, der all das Unglück über Europa gebracht, und seit einem Jahrzehent so viel Ströme von Menschenblut vergossen hat. Der Haß ist es, der mich zur Tapferkeit begeistert hat, der Haß drückt mir das Schwert in die Hand, und wenn es in die Schlacht geht, werde ich nicht wie Du blos rufen: es lebe das Vaterland! sondern ich werde hinzufügen: „Tod dem Tyrannen Napoleon! dem Würgengel Deutschlands!“ Ja, ich hasse diesen Bonaparte mehr, viel

mehr, als ich mein eigenes Leben liebe, und da ich ihn nicht mit der Nähnadel, mit der ich die Hauben und Hüte für die schönen Berlinerinnen anfertigte, erstechen konnte, so habe ich die Nähnadel bei Seite geworfen und das Schwert genommen. Das ist meine ganze Geschichte, die Geschichte der ci devant Putzmacherin Caroline Peters, des künftigen Reitersmannes Carl Petersen.

Wie? rief Leonore erstaunt, Du willst unter die Reiter gehen?

Wenn sie mich annehmen, ja! Ich verstehe gut zu reiten, denn als mein Vater noch lebte, bin ich täglich mit ihm geritten und gefahren. Er war ein angesehener Ackerbürger in Stralsund und besaß gar viele Pferde. Bei der Belagerung von Stralsund verlor er Alles, und wir wurden ganz arm. Das kostete meinem Vater das Leben, und seit jener Zeit habe ich kein Pferd mehr bestiegen. Aber ich denke, ich werd's noch verstehen, ein Roß zu tummeln, und ich habe keine Furcht davor.

Aber warum willst Du's denn thun? Warum nicht bei der Infanterie bleiben, wie es doch einfacher und natürlicher ist?

Warum? Soll ich Dir die Wahrheit sagen, Leo-

nore? Ganz unter uns gesagt: weil ich einige Hühneraugen habe, und das viele Marschiren mich daher incommodiren würde. Und Du? Wär's nicht besser, Du folgtest meinem Beispiel?

Nein, ich habe keine Hühneraugen, sagte Leonore lächelnd, ich bleibe bei der Infanterie, und werde Lützow'scher Jäger, laß mich anwerben beim Chor der Rache. Und sieh, da glaube ich, sind wir vor dem Hause, das man uns bezeichnet hat. Hier wohnt der Major von Lützow, man sieht es an den vielen Freiwilligen, die da aus- und einströmen. Nun, Caroline, nun lebe wohl, und sei mir gegrüßt Freund Carl Petersen!

Nun, Leonore, nun leb' wohl, und sei mir gegrüßt, Freund Carl Renz!

Sie reichten einander die Hände, und sahen sich mit strahlenden Blicken und mit einem schönen Lächeln in die erglühten Gesichter.

Nun vorwärts, Kamerad! rief Caroline dann, dem Hause zuschreitend.

Vorwärts! Ja, vorwärts! jubelte Leonore ihr nach.

Arm in Arm schritten sie über der düstern Hausflur zu der niedrigen braunen Thür hin, Arm in

Arm traten sie in das Gemach ein, das man ihnen als das Werbebureau des Majors von Lützow bezeichnet hatte.

Es war ein großer, niedriger Raum, der sich vor ihnen aufthat. Braun angestrichene, lange Tische, wie man sie in niedrigen Schänken oder Bierstuben findet, standen zu beiden Seiten der grauen, schmutzigen Kalkwände, niedrige Schemel derselben Art standen daneben, und bildeten nebst den Tischen das einzige Ameublement dieses „Saales“, in welchem sonst die Bürger und Handwerker sich dem Genuß des Bieres hingegeben hatten, und in welchem jetzt die „Freiwilligen“ dem Vaterland und dem Major von Lützow den Schwur der Treue leisten sollten.

Inmitten dieses düstern Raumes stand eine junge Frau von seltener Schönheit und Anmuth. Ein einfaches schwarzes Gewand umschloß ihre schöne, zierliche Gestalt und reichte empor bis zum Halse, in schüchterner Verschämtheit ihre schöne Büste verhüllend. Ihr Antlitz war von wunderbarer Weiße und Zartheit, wie es nur den Nordländerinnen eigen zu sein pflegt; das blonde Haar fiel in langen, dicken Locken zur Seite ihrer sanftgerötheten Wangen nie-

der; aus den großen lichtblauen Augen leuchtete eine schwärmerische Begeisterung und Gluth.

Das ist die schöne Frau von Lützow, von der man mir im Postwagen erzählte, sagte Leonore zu sich selber, das ist das schöne Grafenkind, die ein Glas Wasser über ihre Hand goß, weil ein Franzose sie geküßt, die aus ihrem Grafenschloß herniedergestiegen ist, um einen armen preußischen Officier zu heirathen, den sie liebte um der Narben willen, die er an seiner Stirn trägt.

Die schöne junge Frau näherte sich den beiden jungen Freiwilligen mit freundlichem, herzgewinnendem Lächeln. Sie wünschen den Major von Lützow zu sprechen, nicht wahr? fragte sie. Unglücklicherweise ist er nicht anwesend, durch Geschäfte abgehalten selber die jungen Helden zu begrüßen, die sich ihm anschließen wollen. Er hat mir übertragen, es an seiner Statt zu thun, und Sie können mir schon glauben, daß ich Sie mit eben so freudigem Herzen willkommen heiße, wie nur mein Mann es thun könnte.

Wir sind vielmehr glücklich, daß Sie uns empfangen, sagte Leonore lächelnd, denn schon in Berlin hat man uns erzählt von der herrlichen und schönen

Frau von Lützow, welche das Corps der Rache anwirbt, und doch schön und milde ist, wie der Genius der Liebe, und in der sich die eigentliche Bedeutung unseres Kampfes repräsentirt. Denn unser Kampf ist zugleich ein Kampf der Rache und der Liebe! Seitdem haben wir uns gesehnt, gerade von Ihnen, gnädige Frau, angeworben zu werden, und Ihnen den Schwur unserer Treue darzubringen.

Ich nehme ihn an im Namen des Majors von Lützow, sagte die junge Frau milde lächelnd. Hier sind Ihre Nummern, und nun sagen Sie mir Ihre Namen, daß ich sie in das große Hauptbuch eintrage.

Sie näherte sich dem Tisch, auf welchem das große aufgeschlagene Buch lag, und schrieb mit raschen Zügen die Namen, welche die Beiden ihr sagten, in das Buch ein, den Namen die Nummern hinzufügend, welche sie ihnen zuvor gegeben.

Jetzt also, sagte sie, ihnen freundlich zunickend, jetzt sind Sie angeworben zum großen heiligen Dienst für das Vaterland, und mögen sie demselben Ihr ganzes Wesen hingeben in freudiger Begeisterung. Mögen Sie —

Eben ward die Thür heftig aufgerissen, und ein junger Mann stürmte herein.

Theodor Körner! rief die junge Frau mit herzlichem Gruß.

Ja, Frau Majorin, ich bin's, rief der junge Mann, die beiden Freiwilligen mit leichtem Kopfnicken begrüßend, ich bin's, und ich komme zu Ihnen in wahrer Verzweiflung!

Die Majorin eilte zu ihm und blickte mit dem Ausdruck liebevoller Theilnahme in sein schönes, bleiches Angesicht und auf die von dunklen, schwarzen Locken umwallte Stirn, auf welcher düstere Falten lagerten.

Ja wahrhaftig, sagte sie, Ihr Angesicht ist anzuschauen, wie eine düstere Wetterwolke, die sich jeden Augenblick mit Donner und Blitz entladen will! Was giebt's denn nur? Was ist Ihnen widerfahren, mein Dichter und mein Held?

Komm, laß uns gehen, flüsterte Caroline ihrer Freundin zu.

Nein, laß uns bleiben, sagte Leonore leise. Wenn's ein Geheimniß ist, wird man uns schon gehen heißen; ich möchte wohl wissen, was dem jungen, schönen Mann fehlt, den die Majorin einen Dichter und

einen Helden nennt. Oh, ich habe noch niemals einen Dichter gesehen, und dieser ist so schön!

So wollen wir uns hier auf die Bank niedersetzen, flüsterte Caroline, und —

Still, laß uns zuhören, sagte Leonore, indem sie sich setzte.

Also, das ist's nicht? rief die Majorin, die indeß ihr Gespräch mit dem jungen Mann fortgesetzt hatte. Keine Vorwürfe von dem Vater über des Sohnes raschen Entschluß?

Nein, nein, sagte Theodor Körner rasch, mein Vater billigt vielmehr meinen Entschluß, Soldat zu werden, und sendet mir seinen Segen. Ich erhielt heute Morgen einen gar schönen und herzerhebenden Brief von ihm.

Also ist's die Braut, welche unsern Dichter in Verzweiflung bringt, weil er sie mehr liebt als das Vaterland, sagte die Majorin. Ihr freilich kann ich's nicht verargen, denn für das Weib, welches liebt, giebt es nur Ein Vaterland, das ist das Herz des Geliebten, und sie ist heimathlos, wenn dies sich von ihr wendet! Aber gerade das ist ja das Schöne und Große Ihrer That, daß Sie um des Vaterlandes willen Alles das hingeben, was

wir sonst die höchsten und heiligsten Güter des Lebens nennen, daß Sie ihm die Braut, das gesicherte Dasein, eine schöne und ehrenvolle Stellung, eine Zukunft voll Dichterruhm und Glanz zum Opfer bringen. Denn ein Opfer ist es, aber ein Opfer, welches das Vaterland Ihnen danken, und welches Tausende begeistern wird, Ihnen nachzustreben, es Ihnen gleich zu thun!

Möchte es so sein, rief Theodor begeistert aus, die großen schwarzen Augen zum Himmel erhebend, möchte die Begeisterung für das Vaterland wie ein Blitzstrahl in alle Herzen einschlagen, und einen Brand entzünden, dessen Feuer wie heilige Gotteszeichen durch die spätesten Zeiten hindurch leuchtet, an dem sich unsere spätesten Enkelkinder noch erwärmen können! Ich leugne es nicht, ich hab's gefühlt, daß ich dem Vaterlande ein großes Opfer bringe, aber grade das hat mich begeistert. Alle Sterne meines Glückes leuchteten über mir in schöner Milde, aber ich durfte sie nicht anschauen, da auf Deutschland noch die Macht der Trübsal lastete, und jetzt, da diese Nacht schwinden will, da für Deutschland ein neuer Morgen zu dämmern beginnt, da müssen auch meine Sterne erblassen vor der Alles über-

strahlenden Sonne der aufgehenden deutschen Freiheit. Das war die heilige Ueberzeugung, die mich forttrieb aus Wien, fort von der geliebten Braut, die mich Alles bei Seite werfen ließ, was sonst dem Leben Werth verleiht. Eine große Zeit will große Herzen! Ich fühlte die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in der Völkerbrandung, ich mußte hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Sollte ich etwa in feiger Begeisterung blos meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Niemand hätte mich dann mehr lieben und achten können, meine Aeltern würden sich meiner haben schämen müssen, und meine holde Braut würde von dem feigen Dichter sich verachtend haben abwenden müssen! So warf ich denn mein Alles hin für's Vaterland! Wohl werden die Aeltern und meine Emma um mich weinen! Gott tröste sie, ich kann's ihnen nicht ersparen! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, meinen Geliebtesten keine Unruhe und Angst mehr zu bereiten, das ist

ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann! Die Liebe des Vaterlandes muß uns Allen höher stehen, wie jede andere Liebe, und ihm müssen wir freudig unser Blut und Leben weihen.*) Das fühlt und erkennt auch mein edler Vater, das weiß meine geliebte Braut!

Und dennoch, da Sie im Einklang sind mit sich selber, mit Ihren Geliebten, dennoch stürmende Verzweiflung? fragte die Majorin mit einem feinen Lächeln. Was ist's denn also, was den Dichter betrübt, und weshalb sind Sie in Verzweiflung?

Theodor Körner blickte halb beschämt vor sich hin, dann hob er mit einem seltsamen Blick die glühenden Augen zu der jungen, schönen Frau empor.

Ach, gnädige Frau, rief er, ich errathe Ihre List; es ist die List eines Engels, und darum Ihrer würdig!

Was für eine List? fragte sie mit dem Anschein der Verwunderung.

Die Engelslist, mit der Sie mich über meinen Kummer getröstet haben, ohne ihn zu kennen. Ich

*) Theodor Körner's eigene Worte. Siehe: Theodor Körner's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Streckfuß. S. LIV. Theod. Körner's Brief an seinen Vater.

sagte Ihnen im unartigen Hereinstürmen, daß ich in Verzweiflung zu Ihnen käme. Und Sie, anstatt mich sogleich meinen Kummer sagen zu lassen, forschten erst nach den großen Angelegenheiten des Lebens, und ob nur von den Aeltern oder der Braut mein Leid komme. Dadurch wollten Sie mich selber gemahnen, daß, da diese großen Dinge und Beziehungen meines Lebens ihre schöne Harmonie nicht verloren haben, mein Kummer selbst wohl nur eine vorübergehende Dissonanz sei, und daß es eigentlich nicht der Mühe verlohne, darüber in Verzweiflung zu sein. Nicht wahr, gnädige Frau, ich habe Sie verstanden, und das wollten Sie bezwecken mit Ihren Fragen?

Frau von Lützow nickte leise. Sie haben mich verstanden, sagte sie. Ich meine, wir sollten immer bei allen Widerwärtigkeiten, die uns betreffen, zuerst, bevor wir uns bekümmern oder ärgern, uns die großen Fragen des Lebens vorlegen, und erforschen, ob das, was uns bedrückt, diese berührt, ob es unser innerstes Glück, unsere Seele und unser Herz betrifft. Wenn das aber nicht ist, dann sollten wir die Sache leicht nehmen und die Widerwärtigkeit nicht als ein Unglück betrachten. Das Große groß,

das Kleine klein nehmen, das ist die wahre Weisheit des Lebens!

Sie haben Recht, wie immer, sagte Theodor Körner, sich in Ehrfurcht vor der schönen Frau verneigend, und so bekenne ich reumüthig, daß ich dies Mal das Kleine groß und die Widerwärtigkeit für ein Unglück genommen habe. Aber nun, da ich mich schuldig bekannt, nun muß der holde Schutzengel der Freiwilligen sich auch meiner erbarmen und mir zu Hülfe kommen. Denn eine Widerwärtigkeit hat mich wirklich betroffen, das läßt sich mit aller Philosophie und Weisheit nicht hinwegleugnen.

Nun bekennen Sie, was ist es denn? rief die Majorin lächelnd.

Sie wissen, gnädige Frau, daß unser Corps der Rache am nächsten Sonntag im Dorfe Rogau am Fuß des Zobtenberges seine Weihe erhalten soll?

Natürlich weiß ich das, und ich werde Lützow und die Freischaaren dahin begleiten, um der feierlichen Handlung beizuwohnen!

In der Kirche des Dorfes sollen wir Alle zum ersten Mal in unsern schwarzen Uniformen erscheinen, um den Segen des Predigers zu empfangen und geweiht zu werden zu Soldaten des Vaterlandes.

Ich selbst habe zu dieser feierlichen Handlung ein Lied, das auf die Melodie eines Chorals paßt, gedichtet, und alle Kameraden werden es singen. Dann, nach der Rede des Predigers, werden alle Freiwilligen in der Kirche auf die Schwerter ihrer Officiere den Kriegseid leisten. Ich habe mit wahrer Seelenfreude mich diesem schönen Tage entgegengesehnt, und nun werde ich wahrscheinlich nicht an demselben Theil nehmen können, denn, — lachen Sie nicht, gnädige Frau, über mein erbärmliches kleines Mißgeschick, — denn der Schneider will mir keine Uniform mehr fertig machen, und im Civilkleid, als zierlicher Stutzer, kann ich doch nicht unter den tapfern Mannen erscheinen, die mit der Litefka umherstolziren. Der Schneider schwört aber, daß es unmöglich ist, noch eine Uniform fertig zu machen, er sei überhäuft mit Arbeit, und wisse nicht, woher er Arbeiter bekommen sollte. Nun sind Sie, der helfende, rathende und schützende Genius der Freiwilligen, mein letzter Trost und meine letzte Zuflucht. Wenn Sie den grausamen Schneider rufen lassen, wenn Sie ihm sagen, wie wichtig und nothwendig es für mich ist, an einer feierlichen Handlung Theil zu nehmen, so werden Ihre Worte ihn hinreißen,

und er wird das, was er unmöglich nennt, möglich machen. Rufen Sie also den Schneider zu sich, gnädige Frau, er wohnt zum Glück ganz in der Nähe, hier auf dem Hof in dem großen Hintergebäude, gebieten Sie ihm, daß er meine Uniform mache, und er wird es thun müssen, denn wer könnte Ihren Worten widerstehen!

Nun, ich will es versuchen, sagte Frau von Lützow lächelnd. Ich will sehen, ob meine Worte wirklich so viel Kraft haben, eine Schneiderseele zu rühren!

Und wenn es bloß darauf ankommt, daß es dem Schneider an Arbeitern fehlt, sagte Leonore, hastig sich von dem Platz an der Thür erhebend und sich den Beiden nähernd, wenn es bloß das ist, so biete ich mich als Arbeiter an, denn ich bin selber ein Schneider.

Ich auch, rief Caroline lebhaft. Ich verstehe mich auch darauf, die Nähnadel zu führen, und ich will gern helfen, einem Kameraden die Uniform zu nähen.

Ach, die Freiwilligen, die ich eben angeworben, und die ich um Verzeihung zu bitten habe, daß ich sie vergaß, rief Frau von Lützow lächelnd.

Wir vielmehr haben um Verzeihung zu bitten, daß wir blieben, sagte Leonore. Aber wir danken Ihnen und dem Dichter Theodor Körner die schönste Erhebung, und mir ist, als hätten wir jetzt für unsere Zukunft erst die rechte Weihe und die rechte Freudigkeit des Bewußtseins empfangen. Jetzt, seit ich weiß, welche große Opfer man freudig dem Vaterland darbringen kann, jetzt fühle ich erst, wie sehr es für mich eine heilige Pflicht war, auch meinerseits ein Opfer darzubringen, und ich mache mir kein Gewissen daraus, daß auch ich meine Aeltern und Geschwister daheim zurückgelassen. Es ist gewiß so, wie der Dichter vorher sagte: „Eine große Zeit will große Herzen!" Und so will ich mich denn recht bemühen, ein großes Herz zu haben, damit ich der großen Zeit würdig sei.

Und ein großes schönes Herz leuchtet aus Ihren Augen, mein Freund, sagte Theodor Körner, Leonoren seine Hand darreichend. Ich begrüße Sie Beide als meine lieben Kameraden, und bitte also um gute Kameradschaft.

Ja, gute Kameradschaft wollen wir halten, rief Caroline fröhlich, in des Dichters Hand einschlagend. Und die Kameradschaft soll gleich jetzt damit begin=

nen, daß wir Zwei hingehen und uns dem bösen Schneider als Gehülfen anbieten für die Uniform unseres Herrn Lieutenants.

Gemach, mein Freund, lachte Theodor Körner, so hoch bin ich noch nicht gestiegen, bin kein Lieutenant.

Aber Sie werden es bald sein, sagte Caroline glühend, denn man liest es wohl in Ihrem Angesicht, daß Sie geboren sind, um zu befehlen, nicht aber um zu gehorchen. Wir Freiwillige sollen uns ja unsere Officiere allein wählen. Nun denn, ich wähle mir den Theodor Körner.*)

Ich auch! rief Leonore.

Aber über unsern Zukunftsträumen vergessen wir den grimmen Schneider, sagte Theodor Körner lächelnd. Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, erbarmen Sie sich meiner Noth und lassen Sie den Schneider hierher rufen, damit Ihr holdes Wort sein Herz erweiche.

Aber wenn er nun meinem Ruf nicht folgt und nicht hierher kommt? fragte Frau von Lützow. Auch

---

*) Theodor Körner ward schon am 24. April durch die Stimmen seiner Kameraden zum Lieutenant erwählt.

wär's Vermessenheit, ihm seine vielbeschäftigte Zeit noch mehr verkürzen zu wollen. Der Mann wohnt hier in der Nähe, sagen Sie?

Kaum funfzig Schritte von hier. In dem großen Quergebäude jenseits des Hofes.

Nun denn, kommen Sie, führen Sie mich zu ihm, sagte Frau von Lützow, wir wollen dem Schneider unsern Besuch machen, wie einst Torquato Tasso zum Herzog von Ferrara ging. Sie, meine beiden jungen Feunde, mögen uns begleiten, damit wir ihm gleich zwei dienstgefällige und hülfreiche Arbeiter präsentiren können. Kommen Sie!

Ja, gnädige Frau, kommen Sie, und möge der Gott der Schlachten Ihrer Beredtsamkeit den Sieg verleihen, rief Theodor Körner, die Thür des Saals aufstoßend und sich neben derselben aufstellend, um die Dame hindurch schreiten zu lassen.

Anmuthig und lächelnd durcheilte die schöne Frau den düstern Saal und näherte sich der Thür, gefolgt von den beiden Freiwilligen mit den rosigen Gesichtern und den glühenden Augen.

Auf einmal, schon im Begriff die Schwelle zu überschreiten, blieb sie stehen und blickte Theodor Körner mit schalkhaftem Ausdruck an.

Halt, sagte sie, ich stelle noch eine Bedingung. Wenn wir dem Dichter helfen sollen, so muß er uns dafür auch den Tribut des Dichters darbringen. Nicht eher überschreite ich diese Schwelle, als bis Sie uns eins Ihrer neuen Schlachtlieder haben hören lassen!

Ja, ja, ein Lied, ein Lied, riefen die beiden Freiwilligen.

Nun, Sie schweigen? fragte Frau von Lützow lächelnd. Greifen Sie in die Leier, mein Dichter, und lassen Sie uns ein muthiges Schlachtlied ertönen!

Nein, kein Schlachtlied, sagte Theodor Körner, zu den Schlachtliedern gehört das Accompagnement des Degenklirrens und des Kanonendonners. Aber dem holden Schutzgeist des Corps der Rache will ich mein neuestes Gedicht mittheilen, obwohl es noch nicht einmal ganz vollendet ist, mein Gedicht an den Schutzgeist deutscher Freiheit, an die Königin Louise! Hören Sie also!

Und die tiefblauen schwärmerischen Augen gen Himmel erhebend, declamirte Theodor Körner mit begeisterter Stimme:

„An die Königin Louise!

Du Heilige! hör' Deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu Deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel! länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen.
Es drängt Dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und Jeder wählt, und Keinen siehst Du beben,
Den freien Tod für ein bezwung'nes Leben!

Wir lagen noch in feige Nacht gebettet;
Da rief nach Dir Dein besseres Geschick.
An die unwürd'ge Zeit warst Du gekettet,
Zur Rache mahnte Dein gebroch'ner Blick.
So hast Du uns den deutschen Muth gerettet. —
Jetzt sieh auf uns, sieh auf Dein Volk zurück,
Wie alle Herzen treu und muthig brennen!
Nun woll' uns auch die Deinen wieder nennen!

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll Dein Bild auf unsern Fahnen schweben,
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg!
Louise sei der Schutzgeist deutscher Sache!
Louise sei das Losungswort zur Rache!" *)

---

*) Th. Körner's sämmtl. Werke. Ausgabe in einem Bd. S. 20.

Louise sei der Schutzgeist deutscher Sache, Louise sei das Losungswort zur Rache! riefen die beiden Freiwilligen mit begeistertem Rufen ihm nach.

Frau von Lützow sagte nichts. Sie stand, ihre schönen, durchsichtig weißen Hände gefaltet, wie zum Gebet, das edle, lieblich schöne Antlitz himmelwärts gekehrt. In ihren großen blauen Augen glänzten Thränen. Langsam senkte sie jetzt den Blick niederwärts, und dem Dichter ihre Hand darreichend, sagte sie leise: Sie haben einen Tribut dargebracht, der eines Dichters würdig ist. Dank Ihnen! Und nun soll der schöne Moment durch kein Wort weiter entweiht werden! Kommen Sie!

Sie schritt rasch über die Schwelle und den düstern Hausflur dahin dem Hofe zu. Theodor Körner ging an ihrer Seite, Leonore und Caroline, die beiden Freiwilligen, folgten ihr.

Da drüben diese vier Fenster im untern Geschoß, das ist die Werkstatt des Schneiders, sagte Theodor Körner, als sie jetzt in den Hof traten.

Frau von Lützow nickte und schritt über den weiten Hofplatz dahin dem Hause zu.

Die Thür war offen, und auch die Thür der Werkstatt gab dem ersten Druck ihrer Hand nach und öffnete sich.

II.

Der heldenmüthige Schneider.

Drinnen in der Werkstatt des Schneiders war ein geschäftiges Treiben. Allerlei buntes Tuch und die verschiedensten Uniformstücke lagen umher. Auf der niedrigen Schneiderbank, die den ganzen mittleren Raum einnahm, saßen vier Schneider mit gekreuzten Beinen, den Blick unverwandt auf die Arbeit geheftet und mit ungeheurer Schnelligkeit die Nähnadel mit dem langen Seidenfaden hinein in die Arbeit und hoch dann empor in die Luft schnellend.

Kein Wort, kein Laut hatte bisher diese geschäftige Stille unterbrochen, die jetzt durch das Geräusch der sich öffnenden Thür entweiht ward. Bei diesem Geräusch blickte Derjenige, der in der Mitte der Andern auf einem etwas erhöhteren Sitz saß und eben eine prächtige rothe Husarenjacke auf seinem Knie wiegte, hastig empor. Seine mit der Näh-

nadel bewaffnete Hand hatte sich eben in der Luft erhoben und blieb da erstarrt schweben, sein Blick, der nur anfangs flüchtig sich von der Arbeit erhoben, blieb wie gebannt auf der Thür haften, in deren Rahmen sich jetzt ein so überraschendes und anziehendes Bild darstellte, eine junge Frau von reizender Schönheit, umgeben von drei jungen Kriegern, die nicht minder jung und schön waren, und deren Aller Blicke mit freundlichem und forschendem Ausdruck auf ihn geheftet waren.

Sie sind der Herr Schneidermeister Martin, nicht wahr? fragte die schöne Frau, den Meister mit einem sanften Kopfnicken begrüßend.

Ja, der bin ich, sagte Meister Martin, indem er unwillkürlich aufstand.

Nun denn, lieber Meister, sagte Frau von Lützow, einige Schritte in die Werkstatt vortretend, ich möchte gern einige Worte mit Euch reden.

Ja, aber ich kann mir denken, was es ist, rief der Schneider, dessen Augen jetzt auf Theodor Körner hafteten, und der in ihm seinen ungestümen Dränger wieder erkannte. Der Herr ist schon zwei Mal hier gewesen und hat verlangt, daß ich ihm eine Uniform zum Sonntag schaffen sollte. Aber

ich kann's nicht, und wenn selbst ein Engel vom Himmel herniederkommt, um für ihn zu bitten, so muß ich doch dabei bleiben: ich kann's nicht!

Nun, ich danke Ihnen für das Compliment in Bezug auf meine Person, sagte Frau von Lützow lächelnd. Aber sagt doch, lieber Meister, weshalb könnt Ihr nicht?

Weil ich schon übermäßig mit Arbeit überlastet bin, weil ich in der Ueberraschung, ohne zu überlegen, schon so viel Arbeit angenommen habe, daß ich sie kaum werde vollenden können, und weil es in der abscheulichen Unordnung und Aufgeregtheit, die jetzt herrscht, unmöglich ist, neue Arbeiter zu bekommen.

Nun, wenn das Euer einziger Grund ist, rief Frau von Lützow, so bringen wir Euch neue Arbeiter mit. Da, diese beiden jungen Freiwilligen sind bereit, unter Eurer Oberaufsicht zu arbeiten und zu nähen und die Uniform für ihren Herrn Kameraden fertig zu schaffen.

Der Schneider ließ einen Blick voll unendlichen Stolzes auf die beiden jungen Freiwilligen fallen. Junge Bursche, kaum sechszehn Jahre alt, sagte er

achselzuckend, unmöglich schon ausgelernte Kleiderkünstler.

Aber sie betheuern Beide, Schneider zu sein, sagte die Majorin, und ihr Handwerk zu verstehen.

Ja, Herr Meister, versuchen Sie es nur mit uns, bat Leonore.

Wir sind gewiß flinke und geschickte Arbeiter, betheuerte Caroline.

Gelernte Schneider? fragte Meister Martin.

Ja, gelernte Schneider, rief Leonore.

So versucht mir mal den Kragen gegenzustoßen, die Nähnadel steckt drin, sagte Meister Martin, indem er Leonoren die rothe Soldatenjacke darreichte.

Der junge Freiwillige erröthete und sagte leise: Freilich, ich muß Euch bitten, Herr Meister, mir zu zeigen, wie Ihr das macht, denn Herrenkleider habe ich noch nicht gearbeitet.

Damenschneider! rief Meister Martin mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung. Der Andere auch?

Ja, ich bin auch nur Damenschneider, sagte Caroline lächelnd.

Und das will sich erkühnen, Mir Hülfe anzubieten, rief der Meister achselzuckend.

Es kommt ja nur darauf an, daß Ihr ihnen richtige Anleitung gebt, Herr Meister, sagte Frau von Lützow bittend, denn da sie die Nadel zu führen verstehen, werden sie es leicht begreifen.

Und wenn die Arbeit gleich hinterher reißt, und wenn das Stück Zeug nicht sitzt, so kommt es doch auf meine Kappe, rief der Schneider, und der Meister Martin wird dafür gescholten. Es bleibt dabei, ich kann die Arbeit nicht mehr übernehmen, denn es fehlt mir an tüchtigen Gehülfen. Keiner will ja jetzt mehr arbeiten, Alles läuft jetzt unter die Soldaten, alle Köpfe sind verdreht.

Nein, Meister, rief die Majorin, alle Köpfe sind wieder richtig gedreht, sie sind wieder dem Einen zugewandt, was Noth thut, dem Vaterlande.

Ah, bah, die Arbeitsstube, das ist mein Vaterland, sagte der Schneider leichthin.

Das ist nicht wahr, rief Frau von Lützow, Ihr denkt nicht so, und könnt nicht so denken, Ihr verlästert Euch selber, indem Ihr so sprecht. Denn wenn Ihr so dächtet, so wäret Ihr kein Preuße und kein Deutscher, und Niemand würde Euch mehr lieben und mehr achten können. In den Zeiten des Unglücks und der Schmach, da mag Euch die

Arbeitsstube ein Trost und eine Beruhigung gewesen sein, aber jetzt, da die Sonne der Freiheit aufgeht, jetzt müssen alle Herzen sich heben, jetzt muß Jeder hinaus, hinaus um die neue Welt zu schauen, jetzt liegt die Arbeit, welche des Mannes würdig ist, nicht in der Stube, sondern da draußen auf dem Schlachtfelde, und diese Arbeit heißt: die Befreiung des Vaterlandes!

Die Dame hat Recht! Ja, sie hat Recht! riefen die drei Gesellen des Schneiders, welche bis dahin nur verstohlen von ihrer Arbeit aufgeschaut hatten, jetzt aber mit stürmischer Heftigkeit ihre Arbeit bei Seite warfen. Ja, die Dame hat Recht. Es ist eine Sünde und Schande für ehrliche Kerle, hier in der Stube zu sitzen und die Nähnadel zu führen, während unsere Brüder und Freunde das Schwert nehmen und hinaus ziehen in den heiligen Kampf. Wir wollen auch nicht mehr hier sitzen in der dumpfigen Arbeitsstube, wir wollen auch hinaus zum Kampf!

Schau, rief der Meister mit ingrimmiger Verzweiflung, jetzt werden mir auch noch die letzten Arbeiter abspenstig gemacht. Ruhig, Ihr Alle! Ihr habt das Handgeld genommen und ich habe Euch

als meine Arbeiter bedungen, Ihr müßt also als ehrliche Kerls Euer Wort halten! Nehmt Eure Arbeit wieder auf und näht weiter! Ihr wißt wohl, daß wir Eile haben.

Die Gesellen griffen mit verdrießlichen Gesichtern zu der Arbeit, indem sie leise unter sich murrten: Es ist gut, wenn die Woche um ist, ziehen wir doch ab und gehen unter die Soldaten!

Nun, Madame, was wollen Sie noch? rief der Schneider ingrimmig. Sie sind hieher gekommen, um bei mir Arbeit zu bestellen, und gleichzeitig verlästern Sie mir meine Arbeit und verführen mir die letzten Arbeiter, die mir noch geblieben sind. Ich werde bald meine Werkstatt schließen müssen!

Aber Ihr werdet es nicht thun, lieber Meister, bevor Ihr nicht für diesen jungen Mann hier die Uniform gemacht habt, sagte die Majorin mit schmeichelnder Stimme und mit einem süßen Lächeln. Ich bin gewiß nicht gekommen, lieber Meister, um Eure ehrenvolle Arbeit zu lästern, ich preise sie vielmehr, denn was sollten wir anfangen, ohne den geschickten Schneider, der für unsere tapfern Soldaten die Uniformen anfertigt und sie gewissermaßen ausrüstet zum Dienst des Vaterlandes! Oh, ich bin gewiß,

daß Ihr mit gar eigenen und großen Gedanken jetzt an diesen Uniformen gearbeitet habt, daß Eure Nadel viel flinker geht als sonst, daß Euch diese Arbeit lieber ist, als die schönste Kammerherrn-Uniform, die Ihr sonst wohl gearbeitet habt, und daß es Euer Herz erhebt, zu denken: Ich rühre meine Hände auch für das Vaterland. Ich bin auch in meiner Weise ein Soldat des Vaterlandes, denn ich bringe ihm meine Kraft und meine Arbeit dar!

Das ist wahr, sagte der Meister Martin verwirrt, und damit Sie mich nicht schlechter halten als ich bin, so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich mir diese Arbeit hier nicht bezahlen lasse, sondern daß ich mich angeboten habe, zwölf Uniformen für unsere Soldaten umsonst anzufertigen. Ich habe nichts anderes, was ich dem Vaterlande darbringen könnte, ich gebe also was ich habe, meine Arbeit!

Und das ist das Schönste, was man geben kann, rief die Majorin. Ihr seid ein braver Mann, und ich bitte Euch, gebt mir Eure Hand und laßt mich Euch danken im Namen des Vaterlandes!

Sie reichte dem Meister ihre kleine weiße Hand dar, und er legte schüchtern und beklommen seine breite kalte Hand hinein.

Oh nun fürchte ich nichts, sagte Frau von Lützow freudig, da Ihr ein so braver Patriot seid, werdet Ihr unsere Bitte erfüllen, und die Uniform für diesen jungen Mann hier noch zum Sonntag fertig machen!

Ich sagte Ihnen ja aber schon, daß ich nicht kann, rief Meister Martin fast weinerlich, daß ich sie nicht mehr fertig machen kann.

Und ich antworte Euch darauf: versucht es nur Meister! Es wird schon gehen! Denn denkt nur, lieber Meister, Euer eigener Ruf steht auf dem Spiele, und alle die tapfern Freiwilligen würden Euren Namen verwünschen, wenn Ihr es wäret, der die Schuld trüge, daß ihr beliebter und gefeierter Dichter nicht bei dem heiligen Fest am Sonntag erscheinen könnte.

Wie denn das? fragte Meister Martin erstaunt. Von welchem Dichter sprechen Sie denn, Madame?

Ich spreche von dem Dichter, der hier vor Euch steht, von Theodor Körner.

Ach, das ist Theodor Körner! rief Meister Martin. Der Dichter, der das wunderschöne Stück Toni geschrieben hat, das ich diesen Winter hier gesehen habe?

Ja, derselbe, lieber Meister, sagte die Majorin, während Theodor Körner dem Meister vergnügt lächelnd zunickte. Und noch viel andere schöne Stücke hat er geschrieben, und herrliche Lieder obendrein. Deshalb ist er auch schon, obwohl er erst einundzwanzig Jahre alt ist, in ganz Deutschland berühmt, und in Wien haben sie ihm schon eine glänzende Anstellung beim Theater gegeben, und eine liebe, schöne, junge Braut hat er, die er von ganzer Seele liebt und mit der er in vier Wochen sich verheirathen wollte. Aber da erschallte der Schlachtruf durch ganz Deutschland, da rief der König von Preußen die wehrhafte Jugend zu freiwilligem Waffendienst, um die Schmach Deutschlands zu rächen, und denkt nur, was die Liebe zum Vaterlande vermag! Der junge Mann wirft Alles hin, giebt Alles auf, seinen Ruhm, seine Braut, seine Anstellung, und eilt in freudiger Begeisterung hieher, um dem Vaterland seinen Arm und seine Dienste anzubieten, und seinen Dichterruhm und sein Erdenglück in die Schanze zu schlagen gegen den Sieg oder einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld.

Oh, das ist schön, das ist wundervoll, riefen die Gesellen entzückt aus, mit der geballten Rechten, in

welcher sie die Nähnadel hielten, auf ihr Knie schlagend, als sei das die Werbetrommel.

Ja, das ist wirklich schön, sagte Meister Martin gedankenvoll vor sich hin.

Gnädige Frau, flüsterte Theodor Körner lächelnd und erröthend, Sie beschämen mich durch Ihr allzugroßes Lob.

Kann ich dafür, wenn die einfache Erzählung der Wahrheit für Sie ein großes Lob ist? fragte die Majorin mit einem strahlenden Lächeln. Denn ich habe Euch die Wahrheit gesagt, Meister, und es verhält sich Alles genau, wie ich es erzählte. Der junge Dichter Theodor Körner hat Alles bei Seite geworfen, um Soldat zu werden. Vergebens weinen seine Aeltern ihm nach, vergebens streckt seine schöne Braut die Arme nach ihm aus und ruft ihn mit zärtlichen Liebesgrüßen. Er hört nichts, er sieht nichts, denn das Vaterland hat ihn gerufen, und mit begeistertem Entzücken ist er diesem Ruf gefolgt. Er will nicht glücklich sein, bevor das Vaterland nicht frei ist, und süßer als das herrlichste Leben scheint ihm der ruhmvolle Tod für das Vaterland! So ist er hieher gekommen, und mit Jauchzen haben die Freiwilligen ihn begrüßt, und jetzt meinen sie,

daß das Glück ihre Waffen und ihre Tapferkeit segnen wird, da ein gottgesegneter Dichter mit ihnen zieht, und da er sie begeistern wird zum Kampf durch seine begeisterten Lieder. Aber bevor sie jetzt ausziehen zum heiligen Kampf, wollen sie an heiliger Stätte den Segen Gottes erflehen, und am nächsten Sonntag sollen alle Diejenigen, welche schon uniformirt und ausgerüstet sind, den Kriegseid ablegen und vom Geistlichen eingesegnet werden. Theodor Körner hat ein frommes Lied dazu gedichtet, das alle Freiwilligen singen werden, und Ihr wollt nun so grausam sein und ihn verhindern, sein Lied mitzusingen?

Ich? rief der Meister ganz entsetzt. Ich sollte ihn daran verhindern wollen?

Ja, Ihr! sagte Frau von Lützow. Denn wenn Ihr ihm die Uniform nicht macht, so kann er nicht mit dabei sein, so kann er nicht den Kriegseid leisten, so kann er das Fest der Freiwilligen nicht mitfeiern. Darum, lieber Meister, seid nicht so grausam, macht ihm die Uniform.

Ach ja, lieber Meister Martin, bat Theodor Körner, seid nicht grausam, macht mir die Uniform.

Thut es, lieber Meister Martin, flehten die beiden jungen Freiwilligen.

Thut es doch, Meister, brummten die drei Gesellen.

Meister Martin seufzte schwer und warf einen Blick voll Verzweiflung in der Werkstatt umher. Da liegen noch drei Husarenjacken, die gemacht werden sollen, murmelte er. Wenn's noch wenigstens eine Husaren-Uniform wäre, die der Herr begehrt. Aber der Herr will nicht bei den Husaren eintreten?

Nein, mein Freund, rief Theodor Körner, ich werde Soldat beim Corps der Rache, bei den freiwilligen Jägern des Majors von Lützow. Ihr habt also viel weniger Arbeit bei meiner Uniform.

Aber sie ist auch viel weniger hübsch, sagte der Meister verdrießlich. Eine ganz schwarze Uniform mit rothen Aermel-Aufschlägen, das sieht zugleich traurig und grausam aus!

Und so soll's auch aussehen, lieber Meister, rief Theodor Körner. Das Schwarz bedeutet unsere Trauer, das Roth bedeutet Franzosenblut.

Und mitvoller mächtiger Stimme begann er auf einmal nach bekannter Melodie zu singen:

Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorbnen Muth.
Doch fragt man Euch, was dieses Roth bedeute:
Das deutet Frankenblut!

Mit Gott! — Einst geht hoch über Feindesleichen
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.

Dann pflanzen wir ein neues Siegeszeichen am freien Rheinstrom auf! jubelten die Freiwilligen und die Schneidergesellen.

Meister, rief Frau von Lützow lachend, Ihr habt Euch vergessen, Ihr habt ja mitgesungen!

Ja, es ist wahr, sagte er ganz beschämt, ich habe die paar Worte mitgesungen, es klang so hübsch, und das Herz ward mir so groß und voll davon, und — ich weiß selber nicht, was mir geschieht, es scheint mir, das Lied und Alles, was Sie mir da gesagt haben, hat einen neuen Menschen aus mir gemacht, und — und —

Und Ihr werdet die Uniform für Theodor Körner noch fertig machen? fragte die Majorin lächelnd.

Meister Martin schwieg und starrte vor sich hin. Dann hob er rasch sein Haupt wieder empor und

blickte seine Gesellen an, die fragend und gespannt ihn anschauten.

Ihr seid also entschlossen, fragte er, Ihr wollt mich, wenn die Woche um und die Arbeit fertig ist, auch verlassen und wollt auch Freiwillige werden?

Ja, Meister, riefen die Drei wie aus Einem Munde, wir sind fest entschlossen dazu, und nichts kann uns daran hindern!

Gut denn, rief Meister Martin hochaufathmend, gut, so schließe ich meine Werkstatt und höre auf, Schneider zu sein.

Ja, was wollt Ihr aber dann werden, Meister? fragte einer der Gesellen ganz verblüfft.

Soldat will ich werden! jubelte Meister Martin. Ja, Soldat will ich werden! Die schöne Dame hat's mir angethan und das Lied hat mich verzaubert. Hurrah, Soldat will ich werden!

Aber meine Uniform? fragte Theodor Körner traurig.

Oh, seid unbesorgt, rief der Meister mit stolzem Ton, Eure Uniform soll gemacht werden! Ich werde die Nächte zu Hülfe nehmen, und nicht eher die Nähnadel hinlegen, als bis sie fertig ist. Wollt Ihr mir helfen, Gesellen?

Ja, Meister, das wollen wir!

Und Ihr auch, Ihr Freiwilligen? Ihr seid zwar nur Damenschneider, aber zum Wattiren und Füttern seid Ihr doch zu gebrauchen. Wollt Ihr also die Arbeit übernehmen?

Ja, Meister Martin, wir wollen sie mit Freuden übernehmen, riefen Leonore und Caroline.

Nun, dann bekommen wir bis zum Sonntag noch zwei Uniformen fertig, rief Meister Martin freudig. Die erste Uniform für den Dichter Theodor Körner, die andere Uniform für mich!

Meister, lieber Meister, ich danke Euch, rief Frau von Lützow, und dann ihr strahlendes Angesicht nach Theodor Körner hinwendend, fragte sie: sind Sie nun zufrieden und glücklich, mein Dichter?

Ach, ich wußte es ja, daß Niemand Ihnen widerstehen würde, und daß Sie unser guter Engel sind, flüsterte Theodor Körner, die Hand der schönen Frau an seine Lippen drückend.

Aber hören Sie, Herr Theodor Körner, rief Meister Martin jetzt, wenn ich Ihnen Ihre Uniform machen soll, so stelle ich nur Eine Bedingung, und Sie müssen mir versprechen, sie zu erfüllen.

Was für eine Bedingung?

Die, daß Sie mir meine Arbeit nicht bezahlen!

Aber, lieber Meister, rief Theodor Körner, ich kann doch unmöglich —

Die Majorin legte leise ihre Hand auf seine Schulter. Sie werden doch den braven Mann nicht beleidigen wollen? flüsterte sie.

Sie können unmöglich verlangen, daß ich Bezahlung annehme für einen Liebesdienst, den ich einem zukünftigen Kameraden bezeige, sagte Meister Martin. Nicht wahr, das wollten Sie eben sagen, und darin haben Sie Recht. Aber wenn Sie mich doch durchaus dafür belohnen wollen, so giebt's ein anderes Mittel dazu.

Oh sagen Sie mir das Mittel!

Sie sangen da vorher zwei Verse, die so muthig und so frisch klangen, daß sie mir das Herz verzaubert haben. War das Ihr ganzes Lied, oder hat es noch mehr Verse?

Nein, Meister, das waren nur die letzten zwei Verse, es kommen noch drei andere vorher.

Nun, Kamerad, rief Meister Martin fröhlich, wenn Sie denn durchaus wollen, daß ich an Ihnen meine letzte Schneiderarbeit verrichte, und zum Sonntag Ihnen Ihre Uniform fertig mache, so

singen Sie mir die andern drei Verse auch, aber gleich auf der Stelle!

Theodor Körner blickte fragend und bittend die Majorin an. Ich weiß nicht, sagte er zögernd, ob es die Frau Majorin erlaubt?

Frau von Lützow lächelte. Ich erlaube es nicht, sagte sie, sondern ich bitte darum. Aber ich bitte, daß Sie uns das ganze Lied singen, und daß Sie uns Allen erlauben, immer den Refrain mitzusingen. Auf, Ihr wackern Soldaten der Zukunft, werft die Arbeit bei Seite, und tretet an, und singt mit uns im Chor das Lied der schwarzen Jäger!

Die drei Gesellen sprangen von ihren Sitzen empor, und stellten sich kerzengerade neben Meister Martin auf, der wie auf einem Thron auf seiner Schneiderbank stand. Die schöne Majorin hatte sich wieder nach der Thür zurückgezogen, und stand unter derselben, ein schönes lichtes Bild, von dunklem Rahmen eingefaßt. Zu beiden Seiten standen die beiden jungen Freiwilligen mit den bartlosen, blühenden Angesichtern, und zwischen diesen beiden Gruppen stand die edle hohe Gestalt des jungen Dichters, dessen edles Angesicht leuchtete von Tapfer=

keit und Energie, auf dessen schöne Stirn der Genius der Poesie den Kuß der Weihe gedrückt hatte.

Nun merkt wohl auf, und wiederholt den Refrain, sagte Theodor Körner lächelnd. Mein Lied ist leicht zu singen, denn wer von Euch kennte nicht die Melodie des schönen deutschen Rheinweinliedes, und darnach laßt uns singen *).

Und durch die vorher so friedliche und stille Schneiderwerkstatt brauste es jetzt mächtig und froh dahin das Lied der schwarzen Jäger, das also lautet:

In's Feld, in's Feld, die Rachegeister mahnen.
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
In's Feld, in's Feld! Hoch flattern unsere Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg!

Klein ist die Schaar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Wo seine Engel ihre Veste bauen,
Sind Höllenkünste Spott.

---

*) Diese ganze Scene zwischen Theodor Körner, der Majorin von Lützow (Gräfin von Ahlefeldt), und dem Schneider ist nicht von mir erfunden, sondern beruht auf wahren Thatsachen. Ich verdanke sie der persönlichen Mittheilung der verstorbenen Gräfin Ahlefeldt. D. V.

Gebt kein Pardon! Könnt Ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu!
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben,
Der Tod macht Alle frei!*)

---

*) Sowohl Theodor Körner als auch Eleonore Prohaska waren vom Schicksal dazu ausersehen, keine andere Freiheit kennen zu lernen als die durch den Tod. Theodor Körner fiel bekanntlich schon im ersten Jahr des Befreiungskrieges, noch vor der großen Völkerschlacht bei Leipzig, und nicht einmal den Trost einer baldigen Befreiung des Vaterlandes nahm der edle Dichter mit in sein frühes Heldengrab. Er fiel in dem Gefecht der Lützower mit den Franzosen bei Gadebusch (im Mecklenburgischen) am 26. August 1813. Eine Stunde vor seinem Tode, den Feind im Hinterhalt erwartend, schrieb er sein letztes Gedicht: „Das Schwerdtlied" in seine Schreibtafel ein. — Eleonora Prohaska starb, gleich Körner, den Heldentod. Sie fiel, von einer Kugel durchbohrt, in dem Gefecht der Lützower an der Görde den 16. September 1813. Sterbend erst verrieth sie den Waffengefährten, daß sie ein Mädchen sei, und nicht Carl Renz, sondern Eleonora Prohaska heiße. — Glücklicher als sie war Caroline Petersen. Sie machte die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, verdiente sich durch ihre Tapferkeit das eiserne Kreuz und nahm nach beendetem Kriege ihren Abschied als tapferer Soldat. Sie verheirathete sich alsdann mit einem englischen Schiffscapitain, dem sie zur See folgte, und mit dem sie noch im Jahre 1844 ihre Anverwandten in Stettin besuchte.

III.

Der Obergeneral der schlesischen Armee.

Der General Blücher war heute so einsylbig und verstimmt, wie man ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Seit dem Tage, an welchem er die Ankunft des Königs in Breslau erfahren und sofort sein Gut Kunzendorf verlassen hatte, um sich auch nach Breslau zu begeben, seit dem Tage schien sonst ein ewiger Sonnenschein auf seinem Antlitz zu lagern, und ein neuer junger Frühling schien in seinem Herzen aufzublühen.

Heute aber lagerten die alten Wolken von Kunzendorf wieder auf seiner Stirn, und ein eisiger Frost schien alle die jungen Blüthen seines Herzens getödtet zu haben!

Er saß, eng eingehüllt in seinen Schlafrock, auf dem Sopha und trommelte mit der Hand auf dem Tisch, der vor ihm stand, einen Geschwindmarsch,

während er große Rauchwolken aus der langen, weißen Thonpfeife blies. Es schienen sehr trübe Gedanken zu sein, welche die Seele Blüchers bewegten, denn seine buschichten Augenbrauen zogen sich immer enger zusammen, der Geschwindmarsch, den seine Finger trommelten, ward immer rascher und die Rauchwolken entströmten in immer stärkeren Massen seinen Lippen. Jetzt, in der Heftigkeit seines inneren Zorns, schüttelte er ingrimmig sein Haupt, ohne der langen gebrechlichen Freundin zu gedenken, die er im Munde hielt. Sie stieß mit ihrer langen zarten Gestalt an die harte Ecke des Tisches und zerbrach klirrend in Stücke.

So, brummte Blücher vor sich hin, das hat mir man bloß noch gefehlt. Die zweite Pfeife, die heut capores geht. Na, na, es muß doch'n Tag kommen, wo der Bonapart mir all die Pfeifen bezahlen soll, die er mir gekostet hat. Es muß ja so'n Tag kommen, oder es wär' keine Gerechtigkeit im Himmel mehr. Christian! He Christian!

Die Thür öffnete sich, Christian Hennemann erschien auf der Schwelle, und blieb in vollkommener militairischer Haltung stehen, die Befehle seines Generals erwartend.

Wieder 'ne Blessirte, Christian, sagte Blücher, auf die zerbrochene Pfeife deutend, die vor ihm am Boden lag. Nimm mal auf, Christian, und sieh mal zu, ob sie wenigstens noch einen guten Stummel abgiebt.

Nein, Excellenz, sagte Christian, herbei eilend und die Stücke sorgfältig aufhebend, das is kein Blessirter mehr, das ist'n todtigter Mann. Kann begraben werden! Werd' Excellenz 'ne neue holen!

Er wollte sich umwenden und forteilen, aber Blücher hielt ihn an dem Schooß seiner Husarenjacke fest. So zeig doch mal her, sagte er besorgt, zeig, ob's denn wirklich wahr ist, daß sie gar nicht mehr geht.

Na, da sehen Sie's, Excellenz, sagte der Pipenmeister würdevoll, indem er das untere Theil der Pfeife, den Kopf mit dem kleinen Endchen Rohr, seinem General entgegenhielt. Es ist 'ne Unmöglichkeit 'nen Stummel draus zu machen. Soll ich in den Kopf Taback bringen und Feuer drauf legen, so werden Excellenz, wenn Sie den kurzen Stummel in den Mund nehmen, sich ganz gewißlich die Nase dran verbrennen.

Es ist wahr, sagte Blücher melancholisch, Du

magst Recht haben. Ich könnte mir die Nase verbrennen, und das ist nu gar nicht mehr nöthig. Die habe ich mir alleweil hier in Breslau alle Tage verbrannt.

Herr Gott, woran denn? fragte Christian entsetzt. Excellenz haben doch noch gar keine Stummel geraucht! Wie so denn haben Sie sich die Nase verbrennen können?

Weil ich selbst nur noch 'n Stummel bin, wie's scheint, rief Blücher mit einem grimmigen Lachen, oder weil das alte kriechrige Hofgesindel — Na, was geht's Ihn an, Pipenmeister? Was steht Er da und glotzt mich an? Geh, Christian, und hole mir eine neue Pfeife!

Wie denn, eine neue Pfeife? fragte eine Stimme neben ihm. Herr Gott, Blücher, Du bist noch im Schlafrock?

Es war die Generalin, welche eben durch die Seitenthür eingetreten war, und sich, ohne von ihrem Mann bemerkt zu werden, ihm genähert hatte. Sie war in voller strahlender Toilette, das Haupt geschmückt mit Federn, die zierliche Gestalt umhüllt von einem schweren dunklen Seidenkleid, über das breite Falblen von kostbaren Silberspitzen nieder-

fielen. Hals und Arme waren geziert mit kostbarem Geschmeide, in dem große Brillanten funkelten, in der von Ringen blitzenden Hand hielt sie den colossalen Fächer, dessen Außenseite mit Perlen und Edelsteinen ausgelegt war.

Ja, Male, ich bin noch im Schlafrock, sagte Blücher, indem er seine schön geschmückte Gemahlin mit düstern Blicken betrachtete, Du aber hast Dich ja gar prächtig herausstaffirt. Was giebt's denn? Und wo willst Du denn hin?

Wo ich hin will? rief die Generalin erstaunt. Aber, Mann, hast Du denn vergessen, was heute Abend für eine Festlichkeit stattfindet?

Na, was denn für 'ne Festlichkeit? fragte Blücher, indem er langsam den langen weißen Schnurrbart durch seine Finger zog.

Aber Blücher, es ist ja heut Abend der große Ball, den die Stadt Breslau dem russischen Kaiser zu Ehren auf dem Rathhause giebt, und auf dem beide Majestäten erscheinen werden!

Na, und was geht mich das an? brummte Blücher.

Sehr viel geht's Dich an, Blücher, denn Du hast dem Bürgermeister, der in eigener Person hierher

kam, uns einzuladen, Dein festes Versprechen gegeben, heut Abend auf dem Ball zu erscheinen.

Und nu geh ich doch nicht, Male, rief Blücher, mit der Hand auf den Tisch schlagend. Nein, ich geh' nicht, Male! Ich bin kein Tanzbär, daß ich mich da auf dem Ball sollt' drehen und mich an der Leine sollte rum ziehen lassen.

Aber Blücher, was ist Dir denn auf einmal geschehen? fragte die Generalin verwundert. Warst sonst immer so heiter und lebensfroh, warst schier anzuschauen wie ein junger Frühlingsgott, daß die Veilchen lachten, wenn sie Dich daher schreiten sahen, und die Schneeglöcklein anfingen zu läuten Dir zu Ehren, und nun plötzlich ist's wieder Winter worden, mein Frühlingsgott? So sage mir doch, was giebt's denn? Was ist Dir geschehen?

Gar nichts ist mir geschehen, das eben ist das ganze abscheuliche Unglück! rief Blücher. Ueber einen Monat sitze ich nu hier in Breslau und gar nichts ist geschehen, und ich bin noch immer was ich war, der zur Disposition gestellte alte General, der kein Kommando hat, und nichts weiter zu thun hat, als nach Kunzendorf zurückzumarschiren, und da Kohlköpfe zu pflanzen, während die Andern da

draußen Franzosenköpfe absäbeln! Und es wird das Beste sein, daß ich das auch thue, und nach Kunzendorf zurückgehe. Hab' hier nichts mehr zu thun, bin 'ne alte verlegene Waare, die Niemand will. Hab' von einem Tag zum andern gehofft; jetzt ist's vorbei mit aller Hoffnung, rein vorbei! Male, zieh' Deinen Plunderstaat aus, und pack ein! Das Beste ist, wir fahren heut Abend noch fort, und kehren heim in unser abscheuliches, gottverdammtes, langweiliges Dorf!

Puh, wie das donnert und blitzt, und gleich mit dem Kopf in den Himmel hineinfährt! rief die Generalin. Kann ja noch Alles gut werden, mein herzlieber Mann, mußt nicht sogleich verzagen, es geht nur ein bischen langsamer und bedachtsamer, wie mein Feuerbrand es möchte. Aber zuletzt muß und wird es ja doch Alles so kommen, wie Du es wünschest und willst, denn ohne den Blücher können sie doch nichts zu Stande bringen, und zu ihm müssen sie doch ihre Zuflucht nehmen!

Und ich sag' Dir, sie werden's ohne mich versuchen, schrie Blücher, und ich bin ein blamirter und ruinirter Mann, über den die Hühner lachen werden, wenn er jetzt nach Kunzendorf zurückschleichen

muß, statt mit in's Feld zu ziehen. Pack ein, Male, pack ein, wir wollen fort von hier, heut noch, gleich auf der Stelle!

Aber das ist ja unmöglich, Blücher! Das würde ja aussehen, wie feige Flucht, und würd' ein Gaudium sein für alle Deine Feinde! Nein, nein, Du mußt heute Abend auf dem Ball erscheinen, Du —

Der Herr General von Scharnhorst, meldete der eben eintretende Bediente, und in der offenen Thür erschien zu gleicher Zeit die Gestalt des Generals, angethan mit der Galla-Uniform, die Brust mit Orden geziert.

Gut, General, daß Sie kommen, rief die Generalin, ihm entgegeneilend, und dem Freund die Hand darreichend. Sehen Sie nur den Starrkopf da, der nicht auf dem Ball erscheinen will. Sagen Sie aber selbst, General, muß er's nicht thun?

Gewiß muß er es, sagte Scharnhorst lächelnd, und ich bin eben gekommen, um mir einen Platz in Ihrem Wagen zu erbitten, und die Ehre zu haben, im Gefolge des Herrn und der Frau Generalin von Blücher auf dem Ball zu erscheinen. Also, theurer General, also Toilette gemacht! Es ist die höchste Zeit. Sogar die Majestäten sind schon abgefahren.

Blücher schüttelte leise das Haupt, und schaute gedankenvoll vor sich hin, dann hob er langsam den Blick empor zu Scharnhorst, der lächelnd vor ihm stand. Scharnhorst, sagte er, es geht Alles schief, und ich wollt', ich wär lieber todt, als daß ich das erleben muß!

Was denn, General? fragte Scharnhorst. Was ist denn geschehen?

Blücher schaute ihn mit festen, durchdringenden Blicken an, und schien auf dem Grunde seiner Seele lesen zu wollen. Ist's schon entschieden? fragte er. Ich bitte Sie, Freund, sagen Sie mir die Wahrheit rund heraus. Es ist besser, ich erfahr's auf einmal, als daß ich noch länger diese Ungewißheit an meinem Herzen soll fressen lassen. Scharnhorst, ich beschwör' Sie, sagen Sie mir die Wahrheit! Ist der Ober-General für die schlesische Armee schon gewählt?

Nein, General, er ist noch nicht gewählt, sagte Scharnhorst ernst.

Und Sie wissen auch noch nicht, wen sie wählen werden? Die Wahrheit, Freund, die Wahrheit!

Nun denn, die Wahrheit ist, daß ich es nicht weiß, und daß die Majestäten es selber noch nicht

wissen, obwohl es jedem Patrioten scheint, als könnten sie gar nicht zweifelhaft sein, wen von den drei Herren, die auf der Liste stehen, man wählen müßte, und obwohl es in jedem Herzen wiedertönt: „der General Blücher ist der Mann, den wir brauchen, und der uns zum Siege führen wird". Aber sie schwanken noch immer, der Kaiser und der König, und über dem Schwanken und Zaudern vergeht die Zeit, und Napoleon versammelt neue Heere und verstärkt sich nach allen Seiten hin!

Drei also stehen auf der Liste, sagte Blücher gedankenvoll vor sich hin, ich habe zwei Mitbewerber. Wer sind die Beiden, General? Nennt sie mir.

Der Eine ist der Feldmarschall Kalkreuth!

Blücher fuhr auf, und sein Auge blitzte im Zorn. Was? rief er. Der alte kindische Greis sollte eine Armee commandiren? Er, dessen Lippen stets Lobpsalmen auf Napoleon und seine Franzosen singen, Er, der erst kürzlich wieder gezeigt hat, daß ein Stirnrunzeln des Bonaparte ihm schlimmer däucht, als die Todesgefahr eines edlen deutschen Mannes. Er sollte eine Armee commandiren, die gegen den Napoleon und seine Franzosen kämpfen und siegen soll? Ihr wißt's doch, was er gethan hat? Dem

französischen Gesandten, Grafen St. Marsan, der unserm König hieher nach Breslau gefolgt war, um ihn zu belauern und zu beobachten, dem hat er verrathen, daß der Minister von Stein, der beste und tapferste Deutsche, heimlich hieher gekommen sei nach Breslau, um im Namen des Kaisers von Rußland mit dem König zu unterhandeln, daß er in einem Dachstübchen wohne, und da alle Abend große Conferenzen der Feinde Napoleons stattfänden *).

Ja wohl, sagte Scharnhorst, das hat der Feldmarschall von Kalkreuth gethan, und seine Schuld ist's nicht, wenn der Herr von Stein mitsammt seinen Freunden, zu denen ich mich auch zählen darf, nicht heimlich von den Franzosen aufgehoben und fortgeführt wurde. Der gute Graf St. Marsan glaubte zum Glück dies Mal dem Herrn Feldmarschall nicht, der seinen deutschen Landsmann an ihn verrieth, und er ließ sich täuschen von der gänzlichen Einsamkeit und Stille, die in dem Dachstübchen herrschte, welches, wie Kalkreuth ihm gesagt

---

*) Pertz, Leben Stein's. III. S. 310.

hatte, von dem gefährlichen Minister von Stein bewohnt werde *).

Na, und diesen Mann, das Haupt der Franzosenpartei, den wollen sie jetzt zum commandirenden General der schlesischen Armee machen, sagte Blücher schwermüthig. Male, pack ein, wir wollen nach Kunzendorf zurückkehren!

Aber noch ist der Feldmarschall Kalkreuth doch nicht gewählt worden, sagte Scharnhorst lächelnd, noch haben, wie ich glaube, seine beiden Mitaspiranten ebenso viel, wenn nicht mehr Aussichten, als er.

Es ist wahr, ich vergaß den Zweiten, brummte Blücher. Wer ist denn das?

Das ist der General-Lieutenant Graf von Tauentzien, für den sich der Kaiser Alexander ganz besonders interessirt.

Natürlich, sagte Blücher höhnisch, er ist ein Graf, hat so hübsche geleckte Hofmannsmanieren, versteht es auch, den Fürsten zu schmeicheln, und gerade nur das zu sagen, was ihnen angenehm und recht ist. Aber nu müssen Sie's selbst sagen, Scharn-

---

*) Beitzke, I. S. 170.

horst, daß es am Besten ist, wenn ich nur gleich absegle nach Kunzendorf, und daß ich gar keine Hoffnungen habe, gar keine! Die beiden Herren, der König und der Kaiser, die haben doch allein zu wählen, nicht wahr?

Jawohl, die haben allein zu wählen!

Na, und Jeder von ihnen hat seinen Mann, für den er spricht, und den er gewählt wünscht. Der Kaiser hat den Grafen Tauentzien, der König hat den Feldmarschall Kalkreuth. Wer also soll da an mich denken, und für mich sprechen?

Für Sie, General, wird Ihr Ruhm sprechen, sagte Scharnhorst innig, für Sie wird die Liebe sprechen, welche jeder Soldat für Sie hegt, und endlich, General, werden Sie selber für sich sprechen durch Ihre herrliche und prächtige Erscheinung, durch Ihr festes, zuversichtliches Wesen, durch Ihre Energie und Kraft, die nichts zurückhält, und nichts verschweigt. Kommen Sie, General, lassen Sie uns jetzt eilen, auf den Ball zu kommen, und hören Sie, Freund, legen Sie sich da keinen Zwang an, lassen Sie Ihrem Mißmuth freien Lauf, sagen Sie es frank und frei Jedermann, daß Sie unzufrieden sind, daß Sie glühend wünschen, zum commandiren=

den General gewählt zu werden, und daß es Ihnen als ein großes Unglück erscheinen würde, wenn man Ihnen einen Andern vorzöge.

Aber, lieber General, rief Frau von Blücher erschrocken, wie können Sie dem Blücher nur einen solchen Rath geben! Sie wissen ja, was für ein Brausekopf er ist! Er wird nun so laut toben und schelten, daß der König und Kaiser selbst ihn hören können.

Nun, sagte Scharnhorst lächelnd, es ist zuweilen recht gut, wenn ein tüchtiger Mann da ist, der die Könige und Kaiser ein wenig die Wahrheit unverblümt hören läßt, und ihnen beweist, daß die Menschheit nicht immer lächelt, und voll höflicher Unterthänigkeit ist.

Der Scharnhorst hat Recht, rief Blücher, sich plötzlich emporrichtend, ja, ich will auf den Ball gehen, und will's ihnen wenigstens da sagen, was das für Kerls sind, die sie wählen wollen, und was wir von ihnen zu hoffen haben. Sollen wenigstens nicht nachher zu ihrer Entschuldigung sagen können, daß sie nicht gewarnt worden, und daß Niemand sie auf den Blücher aufmerksam gemacht hätte. Ich werd' sie auf den Blücher aufmerksam machen, ja

zum Donner, ich werd' sie aufmerksam machen, und hören und verstehen sollen sie mich, und wenn sie sich auch die Ohren mit Wachs verstopft haben!

Nun, rief die Generalin entsetzt, jetzt bitte ich um Erlaubniß, zu Hause bleiben zu dürfen, denn das wird eine Scene werden, bei der ich nicht wünsche, zugegen zu sein!

Nichts da! Gar keine Scene wird's geben! sagte Blücher. Ich werd' den Majestäten meinen Kratzfuß machen, und dann werde ich bei Seite treten, aber natürlich, ganz still werd' ich nicht sein, und — na nu, Du kennst ja meine Losung, immer drauf! Also, immer drauf! Laß uns zum Ball gehen! Mußt durchaus mit, Male, es geht nicht anders, denn zu allerletzt, wenn's Noth thut, mußt Du mich doch noch zur Raison bringen. Weißt wohl, daß das kein Anderer zu Stande bringt, als Du allein!

Nicht wahr, Frau Generalin, Sie verlassen uns nicht in dieser kritischen Stunde? bat Scharnhorst. Sie wollen nicht, daß sein guter Engel von ihm weicht, und also gehen Sie mit uns auf den Ball?

Nun ja denn, ich gehe mit, sagte sie lächelnd,

ich gehe mit, um meinen Donnergott zur rechten Zeit am Rockzipfel zu packen.

Na, wenn Dir das heut' nur hilft, sagte Blücher trocken. Ich muß bei Gott im Himmel mein Herz 'n bischen erleichtern, ich muß 'n bischen die Wahrheit sagen, die Niemand nicht hier in Breslau hören mag. Na, Male, nu thu mir den Gefallen, und dreh Dich mal nach dem Fenster hin. Ich will blos den Schlafrock abwerfen, und den Uniformrock anziehen. Angezogen bin ich schon ganz und gar, und es fehlt man blos noch der Rock; da liegt er über'm Stuhl und wartet man blos, daß ich ihn anziehe, und auf den Ball führe. Ich will den Johann rufen, daß er mir anziehen hilft.

Rufen Sie Niemand, sagte Scharnhorst, sondern erlauben Sie mir, Ihnen behülflich zu sein. Hier ist der Rock!

Und hier bin ich, rief Blücher, indem er den Schlafrock abwarf, und rasch in den Rock hineinfuhr, den Scharnhorst ihm darreichte.

Nun aber hören Sie, General, sagte Scharnhorst, während er Blücher den Degen und das Wehrgehänge darreichte. Weil Sie gar so liebenswürdig und gütig sind, und doch auf den Ball gehen, will

ich Ihnen noch eine gute Neuigkeit mittheilen. Der Gneisenau wird morgen hier eintreffen.

Wie denn? Ist er nicht mehr in England? fragte Blücher freudig.

Nein, er ist schon in Deutschland, und wird, wie er mir schreibt, spätestens morgen hier sein. Er ist schon beinahe vor acht Tagen auf einem schwedischen Schiff in Colberg gelandet, und dort hat man ihn mit wahrem Enthusiasmus empfangen. Die ganze Stadt hat am Abend seiner Ankunft freiwillig illuminirt, und die Bürgerschaft hat sich in feierlichem Zuge vor sein Quartier begeben, um ihn zu begrüßen und ihm ihre Vivats darzubringen.*) Sie sehen wohl, es lebt in dem Volke noch der alte Haß und die alte Liebe, es hat seine Bedrücker, aber auch seine Helden nicht vergessen.

Der Gneisenau ist also auch da, rief Blücher, das ist die Möwe, die uns den baldigen Sturm verkündet! Es geht los, Herr mein Gott, es geht nun wahr und wahrhaftig los, und wenn ich nun nicht dabei sein sollte, so wird mein Herz zerplatzen, wie 'ne Kanone, die man zu voll geladen hat. Der

---

*) Beitzke I. S. 196.

Gneisenau kommt nun auch noch, und alle tapfern Männer kommen, und wenn der Blücher nun nicht dabei sein soll, — Na, es ist gut, wenn sie mich nicht mitschicken wollen als commandirenden General, so gehe ich als Gemeiner mit. Denn dabei sein muß ich nun einmal, wenn mit dem Bonaparte der Kehraus getanzt wird, und wenn ich nicht der Vortänzer sein kann, na so werd' ich einer von den aufspielenden Musikanten sein, 's ist auch ganz gut! Na, nu kommt, ich bin fertig und bereit! Heda, Christian, der Wagen soll vorfahren!

IV.

Der Ball im Rathhaussaal zu Breslau.

Der große Rathhaussaal in Breslau bot heute einen außerordentlich festlichen und glänzenden Anblick dar. Die Wände waren geschmackvoll decorirt mit Blumengewinden und Fahnen, welche bald die russischen, bald die preußischen Farben zeigten, dazwischen sah man den preußischen Adler und den russischen Doppeladler in reichvergoldeten Medaillons, und umstrahlt von Kerzen, angebracht. Von der Decke hernieder hingen drei ungeheure Kronleuchter von Bergcrystall, jeder geschmückt mit fünfzig großen Wachslichtern, die eine Fülle von Licht durch den ganzen Saal verbreiteten, und sich hundertfach widerspiegelten in den Kugeln und Berlocken von Bergcrystall. Auf der, an der obern Hälfte der einen Saalwand angebrachten Gallerie, die herrlich decorirt war mit Laubgewinden und preußischen und

russischen Fahnen, saß ein Corps von fünfzig Musici und ließ schmetternde Grüße hinabrollen in den Saal, in welchem im buntesten Gewühl die glänzende Gesellschaft, welche der Magistrat geladen, auf- und abwogte; die Damen in der prachtvollsten Toilette, im reichen Schmuck der Edelsteine und Brillanten, der Blumen und Spitzen, die Herren in der Pracht ihrer goldgestickten Uniformen, die Brust decorirt mit Ordenskreuzen; dazwischen aber auch sah man die dunklen Gestalten der Lützower Jäger, den einfachen Civilrock der Bürger, und sogar einige Vertreter des Bauernstandes in ihren kleidsamen bäuerlichen Trachten.

Alle Stände waren vertreten auf diesem großen Festball, den der Magistrat von Breslau dem Kaiser von Rußland zu Ehren veranstaltet hatte, denn diese Vertreter aller Stände sollten Alexander die Huldigung des preußischen Volkes darbringen, und ihm den Dank entgegenjubeln, zu welchem man dem edlen Bundesgenossen des Königs sich verpflichtet fühlte für die Hülfe, welche er Preußen darbringen wollte.

Der Kaiser und der König waren daher mit unermeßlichem Jubel empfangen worden, als sie Arm

in Arm, Jeder geschmückt nicht mit seinen Orden, sondern mit denen seines Bundesgenossen, in den Saal traten. Alexander hatte dafür gedankt mit der ihm eigenen Freundlichkeit und lächelnden Anmuth, Friedrich Wilhelm mit dem Ernst und der Ruhe, die ihn niemals verließ. Nach den ersten ceremoniellen Präsentationen und feierlichen Anreden hatte Alexander den ersten Bürgermeister indessen ersucht, jetzt das lästige Ceremoniell bei Seite zu schieben, und Jedem zu gestatten, sich unbefangen und harmlos dem Vergnügen zu überlassen. Um selber damit den Anfang zu machen, hatte der Kaiser gebeten, den Tanz beginnen zu lassen, und der Gemahlin des Oberbürgermeisters seinen Arm bietend, hatte er mit ihr den Ball und die Polonaise eröffnet. Dann nach dem Tanz hatte er sich mit liebenswürdigster Ungezwungenheit in der Gesellschaft umher bewegt, immer bemüht, durch seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit Jedermann die Kluft vergessen zu machen, welche zwischen ihm und dem Kaiser sich befände. Der König hatte gleich ihm die Polonaise mitgetanzt, dann aber hatte er sich, schweigsam, ernst und still, wie immer, in das neben dem Saal befindliche Gemach zurückgezogen, das man

zum Privat= und Audienzzimmer der beiden Fürsten bestimmt hatte, und in welches Niemand eintreten durfte, der nicht von dem dienstthuenden Kammerherrn des Königs oder des Kaisers dahin eingeladen worden. So lange Alexander und Friedrich Wilhelm in dem großen Tanzsaal sich befanden, wollten sie nur die Gäste ihrer freundlichen Wirthe, die ungezwungenen Mitglieder der Gesellschaft sein, aber sobald sie die Schwelle ihres Audienzzimmers überschritten, waren sie wieder der Kaiser und der König, die Audienzen ertheilten, und denen sich Niemand unaufgefordert nahen durfte. Von diesem Audienzzimmer führte eine andere, mit schweren Sammetvorhängen verhüllte Thür in ein anderes Zimmer, in welchem für die beiden Fürsten eine kleine Tafel mit den auserlesensten kalten Speisen, den köstlichsten und seltensten Weinen servirt war, und von diesem kleinen Zimmer gelangte man in den großen Speisesaal, der wiederum durch ein anderes kleines Gemach mit dem großen Tanzsaal zusammenhing. In diesem Speisesaal war die eine lange Wand von einem ungeheuren Büffet eingenommen, auf dem sich in colossalen Schüsseln von Silber und Porzellan die schönsten Speisen aufthürmten, und neben

denen sich ungeheure Crystalltonnen, gefüllt mit dampfendem Punsch oder duftendem Cardinal, befanden. Den ganzen übrigen Raum des Saales nahmen eine Menge kleiner runder Tische ein, die servirt waren, und an denen Diejenigen sich niederlassen konnten, welche bei Speise und Trank sich ein wenig erholen wollten von den anstrengenden Freuden des Festes.

Alexander und Friedrich Wilhelm hatten sich seit einiger Zeit in das Audienzzimmer zurückgezogen, und hatten dort diejenigen Personen hinberufen lassen, denen sie heute die Gnade einer freundlichen Auszeichnung hatten zu Theil werden lassen. Da waren vor allen Dingen die Majore von Lützow und von Petersdorf, welche in das fürstliche Audienzzimmer beschieden worden, selbst einige der Freiwilligen, unter ihnen der Baron La Motte Fouqué und Theodor Körner, waren der Ehre einer Audienz theilhaftig geworden, und Alexander hatte zu ihnen mit der liebenswürdigsten Begeisterung von seiner Theilnahme für das heldenmüthige preußische Volk, von seiner Bewunderung für die Opferbereitwilligkeit desselben gesprochen; dem Major von Lützow hatte er gesagt, daß, wenn er nicht zufällig Kaiser

von Rußland sei, er es sich nicht würde nehmen lassen, als Freiwilliger in sein Corps der Rache einzutreten, und Theodor Körner hatte er, zum Beweise, wie sehr er seine Poesien liebe, die beiden ersten Verse von dessen Gedicht: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen“ declamirt.

Friedrich Wilhelm hatte sich damit begnügt, Jedem ein freundliches Wort, einen kurzen Gruß zuzuwenden, und hatte dann wieder, neben der Portière stehend, hineingeschaut in das bunte Gewühl des Saales. — Plötzlich, während die beiden Fürsten eben in leisem, vertraulichem Zwiegespräch nebeneinander standen und in den Saal hineinblickten, machte in den auf- und abwogenden Massen sich eine ungewöhnliche und auffallende Bewegung sichtbar. Alles strömte dem Eingang des Saales zu, durch den die beiden Bürgermeister eben in den vordern Empfangssaal hinausgetreten waren.

Unzweifelhaft erwartete man Jemand, und zwar Jemand, den die ganze Gesellschaft gespannt war zu sehen, und den man gern willkommen heißen mochte.

Jetzt öffneten sich die großen Flügelthüren da drüben und in der Mitte der beiden Bürgermeister

erschien die schlanke markige Gestalt des Generals von Blücher. Hinter ihm sah man den General von Scharnhorst, die Gemahlin Blüchers am Arm führend.

Heiter, mit einem unbefangenen Lächeln auf seinem schönen und zugleich gutmüthigen Gesicht, schritt Blücher vorwärts, links und rechts mit freundlichem und vertraulichem Kopfneigen die Gesellschaft begrüßend. Anfangs hatte man schweigend seine Begrüßungen erwiedert, aber allgemach erhob sich ein Murmeln und Flüstern, allgemach wurden die Augen, welche sich auf die Heldengestalt Blüchers, auf sein edles, trotziges Angesicht hefteten, glühender, das Murmeln und Flüstern ward zum lauten Rufen, und wie in einem vollen Strom der Begeisterung tönte es jetzt durch den weiten Saal dahin: es lebe Blücher! Vivat unser Held, der tapfere General Blücher!

Tusch blasen! Tusch blasen! riefen andere Stimmen zu den Musici hinauf; der Oberbürgermeister nickte lächelnd mit dem Haupte und winkte mit dem weißen Taschentuch empor.

Die Posaunen schmetterten, und die Trompeten jubelten, und lauter noch und voller jubelte und

schmetterte es: Hoch lebe Blücher! Vivat unser Held!

Blücher verneigte sich, verwirrt und fast beschämt, und mit einem so liebenswürdigen Ausdruck von Ueberraschung und Freude, daß dies einen neuen Sturm von Beifall und Enthusiasmus erregte.

Die beiden Fürsten standen in der offenen Thür des Audienzzimmers und schauten dieser seltsamen und unerwarteten Scene zu, Alexander lächelnd, sichtbar erfreut wie es schien, Friedrich Wilhelm ernst und mit einem kleinen Schatten auf der Stirn.

Ach, Sire, sagte Alexander jetzt leise und rasch, mir scheint, man will da eine kleine Demonstration zu Ehren Ihres Generals machen, und uns einen sanften Fingerzeig geben, wen man sich zum General der schlesischen Armee von Ihnen erbitten möchte.

In der That, es scheint so, sagte Friedrich Wilhelm verstimmt, aber ich liebe die Demonstrationen nicht, und sie wirken nicht auf mich.

Indessen wollen wir doch den Helden begrüßen, rief Alexander lächelnd, man muß doch sehen, daß wir die allgemeine Sympathie theilen!

Er schritt rasch vorwärts hinein in den Saal; der König folgte ihm langsam und zögernd.

Willkommen, mein lieber General Blücher, sagte Alexander, dem General seine Hand darreichend, während der König ihn blos mit einem Kopfneigen begrüßte. Sofort verstummte das Geschwirre und Geräusch, das sonst wie Wogengebrause den ganzen Saal erfüllte. Tiefe Stille trat ein, Jeder blieb wie an seinen Platz gebannt stehen, Aller Blicke waren mit gespannter Erwartung, mit athemloser Neugierde der Gruppe zugewandt, die da in der Mitte des Saales stand, Jeder war bestrebt, ein Wort zu erhaschen, einen Blick zu erlauschen, um daraus seine Folgerungen und Schlüsse zu ziehen.

Und inmitten dieses allgemeinen Schweigens, dieser athemlosen Stille, hörte man die sanfte melodische Stimme Alexanders, welcher zum zweiten Male sagte: Willkommen, mein lieber General Blücher! Wirklich, ich bin erfreut, Sie zu begrüßen, und Sie nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen. Ich wußte in der That gar nicht, daß Sie hier in Breslau waren, sonst würde ich Sie schon aufgesucht haben.

Das wäre sehr gnädig und sehr großmüthig, und daher ganz im Character Eurer Majestät gewesen, sagte Blücher laut und fest. Denn man weiß ja,

daß Ew. Majestät niemals Diejenigen vergißt, die des Erinnerns werth sind. Alle Patrioten haben es mit Dank und Enthusiasmus erfahren, daß Ew. Majestät gleich nach Ihrer Ankunft den edlen und tapferen Deutschen, den großen Minister vom Stein besucht haben, der einsam, krank und verlassen auf seiner Dachstube wohnte, und an den sich bis dahin nur einige getreue Freunde, und einige feige Feinde erinnert hatten. *)

Diese, mit lauter und kräftiger Stimme gesprochenen Worte brachten eine sehr verschiedene Wirkung hervor. Der Kaiser Alexander lächelte, und

*) Minister vom Stein war krank in Breslau angelangt, und wohnte, wie schon weiter oben erzählt, in einem kleinen Dachstübchen, das ihm der Major von Lützow eingeräumt hatte. Nur seine nächsten Freunde besuchten ihn dort, und daher kam es, daß Graf St. Marsan, dem Feldmarschall Kalkreuth den Aufenthalt Stein's in Breslau gemeldet hatte, nicht an diese Nachricht glaubte. Indessen erhielt Herr vom Stein in der Stille viele Beweise von Liebe und Theilnahme. Nur der König bekümmerte sich gar nicht um ihn, und auch den Mitgliedern des Hofes war es untersagt, in irgend eine Verbindung mit Stein zu treten. Indessen änderte sich dies, sobald der Kaiser von Rußland angekommen, und Stein mit größter Zuvorkommenheit aufgesucht hatte. Nun beeilte sich Jedermann, ihn zu besuchen, und dem Freunde des Kaisers Versicherungen der Theilnahme und Hochachtung zu geben, die Stein oft sehr herbe zurückwies. Pertz: Stein's Leben. III. S. 310 folg.

nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopf, der König Friedrich Wilhelm runzelte leicht die Stirn, und dieses Stirnrunzeln des Königs schien den hinter ihm stehenden Herren seines Gefolges, dem Feldmarschall von Kalkreuth und dem General von Knesebeck, die Erlaubniß zu ertheilen, ihre Stirn in düstere Falten zu legen, und zornfunkelnde Blicke auf Blücher zu schleudern. Die Generalin Blücher, welche sich bescheiden einige Schritte zurückgehalten hatte, war leichenblaß geworden, und lehnte sich zitternd auf den Arm des Generals Scharnhorst, der seinerseits lächelte, und sich zu ihr neigend, leise flüsterte: „er ist wundervoll, der Blücher! Ein wahrer Feuerkönig zwischen den kleinen Irrlichtern!“ Die beiden Bürgermeister und der Schwarm der Hofleute lächelten, je nachdem sie den Kaiser anblickten, oder schauten ernst und düster drein, je nachdem sie die bewölkte Stirn des Königs sich zur Richtschnur genommen.

Blücher indeß schien die Wirkung seiner Worte gar nicht zu gewahren, und blickte so unbefangen und ruhig umher, als habe er dem Kaiser nur eine gewöhnliche Höflingsantwort auf seine gnädige Anrede gegeben.

Ich bin so glücklich, mich zu den Freunden Stein's zu rechnen, sagte Alexander lächelnd, aber ich denke nicht, daß besondere Tapferkeit dazu gehört, sich zu den Freunden eines hochherzigen, von ganz Deutschland gepriesenen und bewunderten Mannes zu bekennen.

Doch Majestät, sagte Blücher ruhig, es gehörte noch bis vor gar kurzer Zeit viel Muth dazu, sich in Deutschland zu einem Freund des Ministers vom Stein zu bekennen, denn der Kaiser Napoleon haßt und fürchtet unsern Stein, und darum haßten und fürchteten ihn Dreiviertel aller Deutschen aus pflichtschuldiger Ehrfurcht vor dem Kaiser der Franzosen. Nicht wahr, wandte sich Blücher plötzlich an den dicht hinter dem König stehenden Feldmarschall von Kalkreuth, nicht wahr, es ist so, wie ich sagte, und Sie müssen zugeben, daß ich Recht habe, Herr Feldmarschall von Kalkreuth?

Diese, mit gänzlicher Nichtachtung der Etiquette und des Ceremoniels an einen Dritten gerichtete Frage machte die Höflinge erstarren und den Feldmarschall Kalkreuth erbleichen vor Zorn.

Kaiser Alexander aber lachte laut auf, und sich an den König wendend, flüsterte er ihm leise und

hastig zu: Sie haben Recht, Sire, er ist ein Tollkopf, der Blücher, ein ächter Husar, der immer bereit ist, drein zu schlagen!

Der König nickte, und da Alexander lachte, zwang auch er sich zu einem leisen Lächeln.

Der Feldmarschall von Kalkreuth antwortete auf die Frage Blüchers nur mit einem raschen, zornigen Blick und einer leichten Verneigung.

Nun, sagte Alexander, sich wieder an Blücher wendend, ich bin indessen überzeugt, daß Sie nicht zu diesen Dreiviertheilen der Deutschen gehörten, welche haßten und liebten, je nachdem der Kaiser Napoleon es wünschte, General?

Nein, Ew. Majestät, rief Blücher lebhaft, ich habe allzeit zu den treuesten und unveränderlichsten Feinden des Kaisers Napoleon gehört, obwohl ich eigentlich ihm sehr viel, ja beinah das Leben, danke!

Wie denn, das Leben? fragte Alexander erstaunt. Hat der Kaiser Napoleon Sie jemals aus einer Lebensgefahr befreit?

Ja, Majestät, das hat er gethan, sagte Blücher, mit einem schnellen Feuerblick den ganzen großen Kreis seiner Zuhörer überfliegend, der Kaiser Napoleon hat mich aus einer großen Lebensgefahr errettet.

Denn ich war seit den unglücklichen Tagen von Tilsit in Gefahr zu sterben vor Gram über die Schmach und das Unglück Preußens, und als endlich unsere edle und erhabene Königin Louise starb, die eine wahrhafte und treue deutsche Frau war, und der der Gram über Preußens Unglück das Herz gebrochen, da meint' ich schier, es hätt' mich ein Dolchstoß gerad' in's Herz getroffen, und ich müßte dran verbluten. Aber da dachte ich zu meinem Trost daran, daß der Napoleon noch lebte, und daß auch ich leben müsse, um den Tag zu sehen, an welchem das Strafgericht über den hochmüthigen Tyrannen hereinbrechen würde. Da stärkte und tröstete mich die feste Ueberzeugung, daß Gott mich auserseheh zu dem Werkzeug, mit dem er den Napoleon strafen und vernichten wolle, daß ich dazu bestimmt sei, Deutschland befreien und die Königin Louise rächen zu helfen. Und dieser Gedanke, Sire, hat mich aufrecht erhalten, an diesem Gedanken habe ich mich erkräftigt, er hat meine Glieder gestählt, er hat mich wieder so jung und feurig gemacht, daß ich dem Kampf mich entgegen sehne, wie ein Schlachtroß, das den Ruf der Trompete gehört hat.

Ein Gemurmel des Beifalls machte sich hörbar,

und nur die Ehrfurcht vor den anwesenden hohen Fürsten schien einen lauten Ausbruch der allgemeinen Sympathie zurückhalten zu können. Jedermann schaute mit stolzen und freudestrahlenden Blicken auf den greisen General hin, dessen edles und tapferes Antlitz strahlte von Muth und Entschlossenheit, und auf den Kaiser Alexander, der den muthigen und unerschrockenen Soldaten mit einer Art staunender Verwunderung zu betrachten schien.

Eine kleine Pause trat ein, dann sah man plötzlich den König einige Schritte vorwärts thun, und sich der Generalin Blücher, die neben Scharnhorst stand, nähern.

Guten Abend, Frau Generalin, sagte der König laut und mit etwas rauher Stimme, sagen Sie mir doch, wie alt ist der General Blücher eigentlich?

Majestät, sagte die Generalin, sich tief verneigend, Majestät, seinem Herzen und seiner Kraft nach ist er ein Jüngling, seinem Taufschein zufolge ist er ein und siebenzig Jahre.

Schon so alt, sagte der König, schon ein solcher Greis ist der Blücher! Aber es ist wahr, seiner Zunge nach ist er kaum ein Jüngling.

Majestät, sagte Blücher, sich rasch umwendend,

möchte es dem lieben Gott und meinem König gefallen, mir jetzt Gelegenheit zu geben, meinen Taufschein Lügen zu strafen, und zu beweisen, daß ich ein frischer, muthiger Knabe bin, der sein Schwert so gut zu gebrauchen weiß, wie seine Zunge.

Es ist aber nicht genug, sein Schwert und seine Zunge gebrauchen zu können, sondern man muß beide zu rechter Zeit auch zu zügeln wissen, sagte der König, indem er sich rasch umwandte, und den Feldmarschall Kalkreuth zu sich heranwinkend, sich mit ihm in ein Gespräch einließ.

Kaiser Alexander legte hastig seine Hand auf Blücher's Schulter, als wolle er den aufbrausenden Zorn des Generals bändigen und sänftigen, und mit einem freundlichen Lächeln in sein erglühtes Angesicht schauend, sagte er: das Zügeln, das ist nicht Ihre Sache, nicht wahr? Ihre Devise heißt: Vorwärts! Immer vorwärts! Und Sie meinen, es sei jetzt die Zeit gekommen, wo das die Devise von ganz Deutschland und auch von mir und meiner Armee sein sollte? Nun, Sie haben vielleicht Recht, mein lieber tapferer General. Jedenfalls wird es sich bald zeigen, wer Recht hat, die Zaudernden oder die vorwärts Stürmenden!

Er nickte Blücher freundlich zu, und rief dann den General von Scharnhorst an seine Seite, gleich dem König wieder den Weg nach dem Audienzzimmer einschlagend. Die Gesellschaft, welche bisher in athemlosem Schweigen in der Mitte des Saals zusammengedrängt gewesen, fluthete wieder auseinander und stürmte jetzt wieder in die Nebensäle. Blücher führte seine Gemahlin dem auf einer Tribüne befindlichen Kreis der Damen zu, und folgte dann den Bürgermeistern, die sich von ihm die Ehre ausgebeten, ihn geleiten zu dürfen, in den Büffetsaal.

Der Kaiser und der König waren wieder in das Audienzzimmer zurückgetreten. Friedrich Wilhelms Stirn war düster und umwölkt, und noch ernster und einsylbiger als sonst zog er sich in den Hintergrund des Zimmers zurück, nur dann und wann einige flüchtige, rasche Worte an den Feldmarschall Kalkreuth richtend, der neben ihm stand.

Alexanders Antlitz war heiter und freundlich, und ein mildes Lächeln umspielte seine Lippen, während er sich lebhaft mit dem General von Scharnhorst unterhielt.

Es ist also, wie Sie sagen, auch Stein's Mei-

nung? fragte Alexander jetzt gedankenvoll. Auch Er ist der Ansicht, daß General Blücher den Vorzug verdient?

Ja, Sire, sagte Scharnhorst lebhaft, es ist die Meinung des Ministers von Stein, und ich darf hinzufügen, die Meinung und Ueberzeugung jedes Preußen, der es wahrhaft aufrichtig mit der Zukunft Preußens meint, und dem das Glück und die Größe des Vaterlandes am Herzen liegt. Sire, die Zauderer und Zweifler, die Alles ausgleichen und vermitteln möchten, die jetzt noch von Versöhnung mit Frankreich träumen, die jetzt noch der Ansicht sind, daß die Feder ausgleichen und versöhnen und den Knoten mit zierlichen Händen lösen soll, statt daß das Schwert ihn voneinander haut und vernichtet, diese Zauderer und Zweifler, diese feigen und verzagten Herzen, das sind die eigentlichen Feinde unserer Sache, und bei Gott, schlimmere und gefährlichere Feinde, als Napoleon mit allen seinen Armeen. Denn sie drücken unsern Muth nieder, sie lähmen unsern Arm, und wollen unsere Begeisterung dämpfen. Ohne sie wäre der König, der in seiner Bescheidenheit gar nicht weiß, welch eine feurige Seele, welch ein großes Herz in ihm wohnt, und welch

ein kühner und kluger Mann er ist, ohne sie wäre der König längst schon entschlossen vorwärts gegangen, und hätte, wie es sein Herz begehrte, schon lange Ew. Majestät die Hand zum Bündniß gereicht. Aber der König ist leider so bescheiden, daß er sich selber mißtraut, und seine eigene Meinung der seiner alten, und wie Er meint, längst erprobten und treuen Rathgeber unterordnet. Diese aber sind Schuld an dem ganzen Unheil Preußens, sie haben uns hineingelockt in das Bündniß mit Frankreich, sie haben uns darin festgehalten, und möchten auch jetzt noch uns in dasselbe zurückdrängen. Sie möchten das Feuer der Begeisterung dämpfen, weil sie fürchten, daß es sie und ihre unwürdigen und unpatriotischen Bestrebungen vernichten könnte. Darum ist ihnen Blücher mit seiner flammenden Heldenseele ein eben solcher Gräuel, als es ihnen Stein mit seinen kühnen Freiheitsplänen und seinen energischen Reformgelüsten ist. Der Eine will ihnen ein neues Preußen, der Andere einen neuen Staat schaffen, und Beides ist ihnen ein Gräuel, denn sie haften am Alten, und das Neue, Ungewohnte erregt ihnen nur Schrecken und Besorgniß.

Alexander hatte den Worten Scharnhorst's mit

lebhafter Aufmerksamkeit zugehört, und blickte jetzt sinnend und ernst vor sich hin.

Hören Sie, General, sagte er dann leise und rasch, indem er einen flüchtigen Blick umherwarf, als wolle er sich überzeugen, daß Niemand ihn belauschen könne, hören Sie, General! Beantworten Sie mir ehrlich und aufrichtig eine Frage: Ist der König von Preußen hinlänglich stark und gerüstet, um Frankreich auf die Dauer Trotz bieten zu können?

Nein, sagte Scharnhorst fest, der König von Preußen ist nicht stark genug dazu, und das Heer, welches der König ausrüsten kann, würde nicht im Stande sein, auch nur Eine Schlacht gegen Napoleon siegreich zu bestehen. Aber das preußische Volk, das ist stark und machtvoll, und das preußische Volk rüstet sich selber aus zu einem Kampf, in dem es siegen wird, weil keine Armee dem Willen und der Gewalt eines einigen tapfern Volkes zu widerstehen vermag, und weil Gott im Bunde ist mit den Völkern, welche für ihre edelsten Güter, für ihre Freiheit und für ihre Fürsten kämpfen. Aber wer sich vermessen will, das Feuer dieser Volksbegeisterung zu dämpfen, statt es als Oriflamme dem Kampf vorauf zu tragen, der würde eine schwere Sünde

auf sich laden! Preußen wird siegen mit seinem ganzen Volk, aber es wird untergehen, wenn es nicht auf das Volk, sondern nur auf seine Armee sich stützen will.

Es ist wahr, sagte Alexander gedankenvoll, das preußische Volk hat in diesen Tagen eine wundervolle Begeisterung bewiesen, und sich erhoben, wie Ein Mann. Es ist für seinen König und für seine Ehre aufgestanden, und — glauben Sie nicht, daß es für diese Beiden gleich tapfer kämpfen wird, ob nun Tauentzien, Kalkreuth oder Blücher sein Anführer ist?

Nein, Sire, das glaube ich nicht, sagte Scharnhorst lebhaft, oder vielmehr ich weiß, daß es nicht so ist! Das Volk mit seinem guten und richtigen Instinct kennt Diejenigen sehr genau, denen es vertrauen darf, und ich bitte Ew. Majestät gnädigst zu bedenken, daß es dies Mal das Volk ist, welches Preußen den Sieg erkämpfen muß. Es ist wahr, die Regimenter, die sich jetzt freiwillig zusammengeschaart haben, die werden nicht wieder auseinander gehen, wenn auch Kalkreuth oder Tauentzien der Obergeneral der preußischen oder schlesischen Armee wird, aber die Regimenter, welche noch im Volk

stehen, welche sich noch nicht ausgerüstet haben, die werden zaudern und zurückbleiben, wenn sie nicht wissen, daß ein General sie anführt, der dem Kaiser Napoleon glühenden Haß geschworen, und der tausend Mal lieber auf dem Schlachtfeld sterben, als Napoleon die Hand zu neuem Friedensbündniß reichen wird. Ein solcher General aber ist Blücher, der Jüngling von siebenzig Jahren, eine Heldenseele ersten Ranges, ein zweiter Ritter ohne Furcht und Tadel! Wenn Er an der Spitze unserer Armee steht, dann wird das preußische Volk jauchzend hinströmen zu den Fahnen, und die fallenden Regimenter werden durch jubelnde neue Regimenter ersetzt werden, die sich zum Kampf drängen, weil sie wissen, daß an ihrer Spitze ein Held steht, der in seiner Brust nur Raum für zwei Gefühle hat, für die Liebe zu seinem Vaterlande und für den Haß gegen die Franzosen, und der, ohne irgend eine Menschenfurcht seinem Gott, seinem König und seinem Vaterlande dient, nur getrieben von seinem Haß und seiner Liebe, ohne alle Nebenrücksichten, ja vielleicht sogar ohne persönlichen Ehrgeiz.

Bei Gott, rief Alexander begeistert, wenn Blücher wirklich ein solcher Held ist, wie Sie ihn schil-

dern, so wäre es ein Verbrechen, ihn nicht an die Spitze der schlesischen Armee zu stellen. Wenn Sie dem König Alles das gesagt hätten, was Sie mir gesagt haben, so würde er gewiß keinen Augenblick mehr haben schwanken können, wen er zu wählen habe.

Sire, ich habe ihm Alles gesagt, was mein Herz und mein Kopf mir eingaben, und heute Mittag glaubte ich noch überzeugt sein zu dürfen, daß der König sich für den General Blücher entscheiden würde, wenn er erst die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß er damit dem Willen und Wunsch Eurer Majestät nicht zu nahe träte. Aber die kleine Scene von vorhin hat leider meine Ueberzeugung schwanken gemacht, denn der König schien verletzt von dem rauhen und etwas ungestümen Wesen des Husaren-Generals.

Und gerade dies hat mich für den Husaren-General, wie Sie den Blücher nennen, sehr eingenommen, denn wer so fest und freudig auf seine eigene Kraft trotzt, der muß sich stark und siegesgewiß fühlen. Auch liebe ich es, unter den vielen lächelnden, demüthigen und geschmeidigen Höflingen, welche uns, wie alle Fürsten, umgeben, Männer

hervorragen zu sehen, welche ihren Rücken nicht beugen, nicht in den Staub sinken vor unserer sogenannten Gottherrlichkeit, sondern aufrecht stehen, der Mann dem Manne gegenüber, Niemand fürchtend, weil sie sich ihrer selber gewiß sind.

Wenn das die Ansicht Ihro Majestät ist, so darf ich wohl bekennen, daß ich sie theile, sagte eine Stimme hinter ihm, und als der Kaiser sich umwandte, begegnete er dem lächelnden Blick des Königs, welcher während des Gesprächs mit Scharnhorst hervorgetreten war, und, da er dasselbe nicht unterbrechen mochte, unbeachtet von Beiden dem Schluß desselben zugehört hatte.

Wie? fragte Alexander, dem König die Hand darreichend. Ew. Majestät sind also meiner Meinung, Sie lieben auch die Männer, welche uns zuweilen ihre Stirn sehen lassen, statt des in Ehrfurcht gebeugten Rückens, und welche uns die Wahrheit sagen, statt der ewigen parfümirten Schmeichelei?

Gewiß, Sire, sagte der König, leicht mit dem Haupt nickend, die Wahrheit ist zwar zuweilen eine etwas bittere Arznei, aber sie macht gesund, während

die ewig süße Schmeichelei den Geschmack verwöhnt und den Magen verdirbt.

Und man muß wahrhaftig einen gesunden Magen haben, um die harte Speise dieser Zeiten vertragen zu können, rief Alexander lächelnd. Scharnhorst meint, daß der Blücher ein guter Arzt für unserer Aller Magen sein würde. Nicht wahr, General, das ist Ihre Meinung?

Sire, er ist wenigstens ein Arzt, der nicht mit Palliativmitteln hinhalten wird, sagte Scharnhorst, sondern der gleich durch eine tüchtige Operation das ganze Uebel zu beseitigen trachten würde.

Aber ich habe sagen hören, daß die Patienten sehr oft in Folge von Operationen gestorben sind, während sie noch lange gelebt haben möchten, wenn sie ihr Uebel mit Geduld und Ergebung getragen hätten, sagte der König, wieder trübe und gedankenvoll werdend.

Der Kaiser bemerkte es und legte sanft die Hand auf die Schulter seines königlichen Freundes. Wer möchte aber ein solches Leben auf dem Krankenbett einem schnellen und schönen Heldentod auf dem Bette der Ehre vorziehen? sagte er mit innigem Ton.

Sie nicht, mein erhabener Freund, das weiß ich, und besser noch als ich weiß das der Engel, der über Ihnen schwebt, und dessen irdische Augen der Kummer geschlossen hat. Aber, unterbrach Alexander sich selbst, dies sind Gedanken, die sich wenig zu der Heiterkeit eines Festes eignen, und ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, daß ich sie anzuregen gewagt habe!

Das sind indessen Gedanken, welche immer mit mir gehen und welche mich niemals verlassen, Sire, sagte der König sanft. Ich habe den Schmerz wohl überwunden, doch ich werde und will niemals das Vergessen lernen! Gerade aber in diesen Tagen gedenke ich meiner Louise mit verdoppelter Sehnsucht. Wie würde ihre Seele sich erfreut und erhoben haben an der Erneuerung eines Bündnisses, das sie so innig ersehnte und erflehte, und wie würde sie der edle und schöne Enthusiasmus des Volkes begeistert und entzückt haben.

Die edle Königin war auch, wie mich dünkt, eine warme Freundin des Generals Blücher? fragte der Kaiser nach einer Pause. Sie gehörte, glaube ich, zu Denen, welche von dem General viel Gutes

erwarteten und ihn für einen Helden und einen mächtigen Feind Napoleons hielten. Ist es nicht so, Sire?

Ja, sagte der König gedankenvoll, die Königin hielt viel auf den Blücher, und sie hielt ihn für einen ebenso tapfern als treuen Patrioten.

Und wie dachte die Königin über den Feldmarschall von Kalkreuth? fragte Alexander mit anscheinender Unbefangenheit. Gehörte der auch zu Denen, welchen die Königin vertraute und von denen sie die Rettung des Vaterlandes erwartete?

Der König blickte rasch empor und begegnete einen Moment dem forschend auf ihn gerichteten Auge des Kaisers. Friedrich Wilhelm lächelte und nickte leise mit dem Kopf, als wolle er damit bestätigen, daß er die Frage des Kaisers wohl verstanden habe.

Nein, sagte er, die Königin Louise billigte die Meinungen des Feldmarschalls selten, und obwohl sie viel Hochachtung emfand für den General, der sich schon unter dem großen Friedrich als einen tapfern Helden bewährt hatte, so konnte sie nicht mit ihm übereinstimmen in der großen Vorliebe,

welche er für den Kaiser Napoleon und dessen unbesiegbare Heere an den Tag legte.

Eine Vorliebe, rief Alexander lächelnd, eine Vorliebe, die, wie ich glaube, den Feldmarschall noch nicht verlassen hat, trotz den Erfahrungen, welche der Kaiser Napoleon auf den Schlachtfeldern von Rußland gesammelt hat.

Auf denselben Schlachtfeldern, auf welchen Ew. Majestät neue Lorbeern sammelten, sagte der König, sich leicht verneigend.

Und jetzt werden sich hier in Deutschland wahre Lorbeerhaine für Ew. Majestät aufthun, rief der Kaiser. Alles kommt nur darauf an, daß wir die rechten Gärtner finden, die es verstehen, unsere Lorbeern zu pflegen! Aber ich wiederhole es, unsere Gedanken passen nicht zu diesem heitern Feste. Kommen Sie, Sire, erlauben Sie mir, als Ihr Cavalier Ihnen den Arm bieten und Sie ein wenig zum Büffet führen zu dürfen, denn wie sehr man auch immer König sein mag, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß man doch zuweilen Mensch ist und daß auch der Magen seine Bedürfnisse hat.

Er reichte dem König seinen Arm und führte

ihn in das kleine, neben dem Audienzzimmer befindliche Büffetzimmer. Die Herren, welche sich im Audienzzimmer befanden, folgten, und die Kammerherren eilten geschäftig zum Büffet, um den beiden Fürsten die Speisen serviren zu lassen.

V.

Die Ernennung.

Alexander ließ sich neben dem König an der kleinen, von Goldgeschirr strotzenden Tafel nieder, die für Beide allein servirt war, und die unfern von der durch eine Portière verhangenen Thür sich befand, welche in den großen Büffetsaal führte.

Eine Pause trat ein; der Kaiser und der König hatten eben ein Stück von der duftenden Gänseleberpastete, die der Hofmarschall selbst ihnen servirte, auf ihre goldenen Teller gelegt und beschäftigten sich, wie andere Erdensöhne, damit, diese mit behaglichem Genuß zu verzehren. Die Cavaliere, den glücklichen Moment des Schweigens benutzend, standen umher und verzehrten die Speisen, die sie so glücklich gewesen, von dem Büffet zu erhaschen.

Plötzlich ward diese Stille durch eine Stimme unterbrochen, welche nicht in dem Zimmer selbst er=

schallte, aber doch wie ein Trompetenstoß dasselbe durchschmetterte.

Diese Stimme sagte: Wenn jetzt noch gezaudert und geschwankt wird, dann ist Alles verloren, dann thäte man besser, sich dem Bonaparte gleich zu Füßen zu werfen und um Pardon zu bitten, statt noch unnützer Weise das edle und kostbare Blut des treuen Volkes zu vergießen, und dann doch zuletzt sich zu unterwerfen und klein beizugeben. Wer nicht vorwärts gehen will, der geht ganz von selbst, ohne daß er's merkt, rückwärts, und wer nicht den Muth hat anzugreifen, der ist schon besiegt, ehe noch der Andere ihn zu einer Schlacht gezwungen hat.

Ei, rief Alexander lächelnd, das sind Sentenzen, die gar sehr an den General Blücher erinnern.

Ew. Majestät haben Recht, es ist die Stimme Blüchers, sagte der König, er wird seinem Unmuth ein wenig Luft machen, vielleicht auf unsere Kosten! Hören wir nicht auf ihn!

Im Gegentheil, ich bitte Eure Majestät um gütige Erlaubniß, doch noch ein wenig zuhören zu dürfen, sagte Alexander freundlich. Es liegt etwas in der Stimme des Generals, das erfrischend und gesund ist, wie ein reiner Wind, der die üblen

Dünste vertreibt. Ach, hören Sie nur, Sire, jetzt tobt die Stimme wie ein wahrer Orkan, der die ganze Welt in Trümmer werfen möchte.

In der That, die Stimme da drinnen in dem Nebengemach war noch lauter, noch heftiger geworden, und da der Kaiser Alexander gerade so saß, daß sein gesundes Ohr der Thür zugewandt war, so konnte er deutlich jedes Wort vernehmen, das diese Stimme sprach.

Was? brüllte sie jetzt. Ihr haltet es wirklich für möglich, daß sie den Feldmarschall Kalkreuth zum Obergeneral machten und ihm die junge prächtige Armee anvertrauten? Herr Gott, weiß man denn nicht, daß der Kalkreuth, ein so prächtiger Mensch und so tapferer Soldat er auch ist, doch kein Mann dazu ist, um dem Napoleon gegenüber zu treten? Weiß man denn nicht, daß der Feldmarschall den Bonaparte liebt und bewundert, und daß er die Feindschaft mit Frankreich als ein großes Unglück für Preußen betrachtet? Wie könnt' denn D e r jemals eine Schlacht gewinnen, er, der niemals gerade ausschauen würde auf das Schlachtfeld hin, sondern immer hinüber schielen würd', um zu sehen, was der Napoleon für 'n Gesicht macht und ob er auch

nicht die Stirn in Falten legt über die Vermessenheit der Preußen, die sich unterstehen, dem großen Napoleon 'ne Schlacht abgewinnen zu wollen. Und wenn dann der Kalkreuth mit dem einen Auge die preußische Armee besichtigte, würde er mit dem andern immer nur das Stirnrunzeln Bonaparte's beobachten. Wir brauchen aber 'n Mann mit einem geraden Blick, der seine Augen gerade aus auf das Ziel richtet. Wir können keine Schielwippen gebrauchen! Zum Teufel alle Schielwippen, denn man weiß niemals recht, wie man mit ihnen d'ran ist! Ich sag's noch einmal! Ein Mann mit 'nem geraden Blick, den brauchen wir, und zum Teufel alle Schielwippen!

Was ist das? Schielwippen? fragte der Kaiser lächelnd. Ich habe mir wohl eingebildet, das Deutsche von meiner Mutter und von meiner Frau, die Beide die Ehre haben, Deutsche zu sein, recht gut gelernt zu haben, aber niemals habe ich von ihnen dies Wort vernommen. Also, ich bitte, Sire, sagen Sie mir, was heißt das: Schielwippen?

Ich bekenne zu meiner Schande, daß ich dies Wort auch nicht verstehe, sagte der König achselzuckend.

Herr General Scharnhorst! rief der Kaiser. Ich bitte, können Sie mir sagen, was das heißt: Schielwippen?

Sire, sagte Scharnhorst lachend, es ist eine etwas vulgaire Bezeichnung für einen Menschen, welcher chielt. General Blücher liebt es, sich in der derben Sprache des Volks auszudrücken.

Nun, das preußische Volk hat sich in dieser Zeit so herrlich und großartig ausgedrückt, sagte Alexander, daß man wohl mit voller Ueberzeugung sagen darf: Vox populi, vox Dei! Volkes Stimme, Gottes Stimme! und daß es ein großes Lob für den Blücher ist, wenn er wie das Volk spricht. Aber still, was sagt er jetzt?

Die Halben, die Halben, das ist unser ganzes Unglück! donnerte Blücher's machtvolle Stimme. Die, welche immer bloß flicken und die Löcher ausschmieren wollen, statt den ganzen Plunder über 'n Haufen zu werfen und ein neues Haus zu bauen, die Flickschneider und Mauerverkleisterer, das ist die schlimmste Sorte, und die haben Preußen allzeit in's Unglück gebracht. Wenn ich an Die denke, da möchte ich sie blos mal hier haben, um es ihnen zu machen, wie der Turner Jahn es letzthin in Berlin machte

mit einem von seinen Turnern. Kennt Ihr die Geschichte?

Nein, nein, riefen mehrere Stimmen. Wir kennen leider diese Geschichte nicht.

Nun, so will ich sie Euch erzählen! Der Jahn geht mit seinen Schülern die Linden hinunter nach dem Brandenburger Thor hin, um draußen auf dem Exercierplatz mit ihnen seine gewöhnlichen Turnübungen zu machen. Wie sie so dahin gehen, fällt Jahn's Blick hin auf die Stelle oben am Thor, wo sonst die Victoria stand, die jetzt leer ist, weil die Herren Franzosen die Victoria nach Paris geschleppt und uns gestohlen haben. Da geht es dem Jahn wie jedem rechtschaffenen Kerl, wenn er da hinauf sieht, sein Herz wird ingrimmig. Er wendet sich an den Burschen, der neben ihm geht, und fragt: Was stand da früher über den Säulen des Thors? — Die Victoria, sagt der Bengel. — Wo ist sie jetzt? fragt der Jahn. — Sie ist in Paris, wohin die Franzosen sie entführt haben. — Fragt der Jahn wieder: Was denkst Du jetzt, wenn Du da hinauf siehst nach der leeren Stelle über'm Thor? — Nu, sagt der Junge ganz gelassen, was soll ich mir dabei denken? Ich denke, daß es Schade ist, daß die

Victoria nicht mehr auf dem Thor steht! Und wie er das sagt, hebt der Jahn die Hand und giebt dem Jungen eine fürchterliche Ohrfeige. Du sollst Dir denken, daß wir die Victoria wiederholen wollen, Du Esel! ruft er. — Sehen Sie, das ist meine ganze Geschichte, aber sie fällt mir jedes Mal ein, wenn ich so diese lieben zahmen Leute sehe, die bloß sagen: „Es ist Schade, daß wir so viel Unglück erlebt haben," und bloß ein sanftes Bedauern im Herzen tragen, statt eines glühenden Rachegefühls. Und dann juckt's mir in der Hand, und ich möcht' auch so ausholen können wie der Jahn, und so 'ne recht respectable Ohrfeige austheilen können.

Ein prächtiger Husar, Ihr Blücher, sagte Alexander, den König mit heiterm Lachen anschauend. Ich glaub', es mag gefährlich sein, dem gegenüber zu stehen, wenn's ihm in der Hand juckt.

Ja, seit den Tagen von Jena juckt es ihm beständig in der Hand, rief der König lächelnd. Er möcht' immer losschlagen! Hab' ihm deshalb das Gut Kunzendorf geschenkt und ihn dahin geschickt! Dacht, er sollt' da in der Stille seine Hand curiren und zur Ruhe bringen. Aber es scheint, es ist Alles umsonst gewesen und seine Hand ist incurabel.

Ew. Majestät sollten ihn also lieber gewähren und ihn losschlagen lassen, sagte Alexander fast bittend. Es ist jetzt eine so gute Gelegenheit dazu. Wenn Ew. Majestät ihn an die Spitze der schlesischen Armee stellen, so wird der Blücher nicht mehr links und rechts seinen Nebenmännern und Freunden Ohrfeigen austheilen, sondern er wird vorwärts stürmen und seine juckende Hand dahin richten, wo es gilt, tüchtige Schläge auszutheilen, auf die Franzosen hin.

Fürcht' nur, er möchte mit seiner tollen Husarenart zu wild in's Zeug gehen, sagte der König, und Alles verderben, indem er alle Schranken gleich auf Einmal niederreißen möchte.

Man muß ihm einen Mann an die Seite stellen, der seine Kühnheit zu zügeln versteht, rief Alexander lebhaft, einen Mann, der des Blücher's Feuer nicht dämpft, aber ihm die rechte Richtung gäbe.

Wo aber findet man einen solchen?

Ich glaube, Ew. Majestät haben ihn ganz in Ihrer Nähe, sagte Alexander, auf Scharnhorst hindeutend, der neben der Portière lehnte.

Ach Sire, rief der König fast heiter, ich glaube,

Sie sind ein Zauberer, und Sie verstehen es, in meinen geheimsten Gedanken zu lesen. Der Scharnhorst ist ein großer, mächtiger Geist und ich verdanke ihm viel. Wenn der die schwierige und undankbare Rolle neben Blücher übernehmen wollte, glaube ich, wäre Blücher's Ungestüm weniger zu fürchten.

Fragen Ew. Majestät ihn doch, ob er es will, sagte Alexander.

Der König nickte leise mit dem Kopf und rief Scharnhorst zu sich. Haben Einfluß auf den General Blücher, nicht wahr? fragte er hastig.

Wenigstens, Majestät, darf ich sagen, daß der General Blücher von meiner Liebe und Anhänglichkeit überzeugt ist, und daß er ein wenig meinem Kopf vertraut!

Könnten Sich entschließen, eine secundaire Stellung neben ihm einzunehmen, und, wenn ich den Blücher zum Obergeneral der schlesischen Armee machte, mit ihm zu gehen als Chef seines Generalstabes?

Majestät, rief Scharnhorst lebhaft, ich würde es für eine große Ehre erachten, unter diesem Heldengreise zu dienen, und ich würde überzeugt sein, daß ich im Verein mit ihm einer großen und ruhmvollen

Laufbahn entgegengehen würde, besonders, wenn Ew. Majestät mir dann noch eine Bitte erfüllen wollten.

Was für eine? Sprechen Sie!

Wenn Ew. Majestät geruhen möchten, mir den General von Gneisenau, der morgen hier eintrifft, als General-Quartiermeister an die Seite zu stellen.

Der König nickte leise mit dem Haupt. Ein stattlicher Gefährte, den Sie sich da erwählt haben, sagte er lächelnd.

Und ein prächtiges Trifolium, wie mir scheint! rief der Kaiser. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau! Das sind drei Namen von gutem Klang! Aber hören Sie nur, Sire, der Blücher donnert noch immer und seine Rede braust noch immer wie Sturmwind daher. Es gäbe ein wirksames Mittel, diesen Sturmwind schweigen und diesen Donner verstummen zu machen!

Nun, was für ein Mittel? fragte der König lächelnd.

Ew. Majestät sollten die Gnade haben, den General von Blücher hieher zu berufen und ihm sagen, daß Sie ihm das General-Commando der schlesischen Armee übertragen wollen.

Sie rathen mir dazu, Sire? fragte der König. Ew. Majestät opfern mir dabei keinen Wunsch?

Doch, sagte Alexander lächelnd, ich hatte wohl gewünscht, den Grafen Tauentzien als Obergeneral zu sehen, wie Ew. Majestät eigentlich wohl den Feldmarschall Kalkreuth gewünscht hatten. Opfern wir also Beide unsere Wünsche dem großen Zwecke auf, für den, wie ich jetzt glaube, der Blücher das geeignete Mittel ist.

Es sei, wie Ew. Majestät sagen, rief der König. Ich will Blücher rufen lassen!

Er winkte Scharnhorst wieder zu sich heran. Ich bitte, gehen Sie doch und holen Sie Ihren Freund, den General Blücher, hierher, sagte der König, indem er, gleich dem Kaiser, sich von der Tafel erhob.

Und ich bitte um Erlaubniß, während der General in den Saal geht, einen Blick durch die Portière werfen zu dürfen, um zu sehen, was der Blücher denn eigentlich da drinnen treibt, sagte der Kaiser, indem er sich der Portière näherte. Schlagen Sie jetzt die Portière zurück, Herr General Scharnhorst, und bleiben Sie ein wenig in derselben

stehen. So! Auf diese Weise kann ich den ganzen Saal überschauen!

Scharnhorst hatte, wie es der Kaiser befohlen, die Portière geöffnet und stand in derselben; neben ihm, von dem Vorhang beschattet, stand der Kaiser, zu dem auch der König herangetreten war.

Beide schauten sie mit aufmerksamen Blicken hinein in den Bankettsaal, der jetzt einen sehr heitern und bunten Anblick darbot. An allen diesen kleinen Tischchen saßen jetzt in allerliebsten Gruppen die Ballgäste, die Damen in ihren reichen Toiletten, die Herren in ihren glänzenden Uniformen. Alles war heiter und gesprächig, die auserlesenen Speisen hatten Allen eine behagliche Stimmung gegeben, der glühende Wein hatte alle Zungen gelöst. Selbst die Augen der Damen glänzten feuriger und ein frischeres Roth glühte auf ihren Wangen. Aber alle diese glänzenden Augen, diese heitern Gesichter richteten sich wieder und immer wieder nach dem kleinen Tisch hin, der da an der Seite des Saals, zunächst der Portière stand.

An diesem Tisch saß Blücher neben seiner Gemahlin, einige andere Herren ihm zur Seite. Auf dem Tisch stand eine der gläsernen Tonnen, die vorher

auf dem stattlichen Büffet geprangt, und aus dieser mit einer goldgelben Flüssigkeit angefüllten Tonne zogen liebliche und angenehme Dämpfe empor, die Luft mit erquicklichen Wohlgerüchen erfüllend.

Blücher schien diese Wohlgerüche mit Vergnügen einzuathmen, denn ein Ausdruck unendlicher Behaglichkeit sprach aus seinen Zügen, und so oft er sein Glas geleert hatte, griff er nach dem silbernen Löffel, der in der Bowle lag, und beeilte sich, es wieder mit dem dampfenden Punsch anzufüllen, um es dann bald wieder zu leeren. Eben setzte er wieder das geleerte Glas auf den Tisch, und zog dann mit einem behaglichen Lächeln seinen weißen Schnurrbart durch seine Finger, indem seine Augen mit einem leuchtenden Blick die ganze Gesellschaft musterten. Dann auf einmal flog ein Schatten über seine Stirn hin.

Wir jubeln nun heut doch bloß so, weil's endlich los gehen soll, sagte er, wir sind so vergnügt, weil wir endlich unsere Revanche nehmen wollen! Und wenn's nun doch wieder Alles zu Schanden würde, wenn die Halben und die Schielwippen nun doch wieder am Ruder blieben, Herr mein Gott, es wär zum Rasendwerden! Ich kenn' sie ja, ich kenn' sie, und ich weiß, daß sie Alles verderben werden. Im

entscheidenden Augenblick da sind sie unschlüssig und verzagt, und um auch Andere verzagt zu machen, vergrößern sie die Stärke und Kraft des Feindes um das Hundertfache, und verkleinern unsere Kraft ebenso viel. Wenn doch der liebe Gott ein Machtwort spräche, wenn er sagte: „der Blücher, der soll die Preußen commandiren"! Lieber Gott, ich setz' Dir meinen Kopf zum Pfande, daß ich den Bonaparte mit all seinen Franzosen aus Deutschland herausschmeißen und jagen wollt', und wenn ich auch nur dreißigtausend Soldaten hinter mir hätt' *)!

Rufen Sie ihn jetzt, Herr General, flüsterte Alexander leise. Scharnhorst trat in den Saal und ließ die Portière hinter sich zufallen. Der König und der Kaiser verließen das Büffetzimmer, und kehrten in das Audienzzimmer zurück.

Wenige Minuten später ward die Portière des Büffetzimmers geöffnet, und Blücher trat ein, gefolgt von Scharnhorst, der an der Thür stehen blieb, während Blücher, keck und furchtlos vorwärts schreitend, bis dicht vor die beiden Fürsten hinging.

---

*) Blücher's eigene Worte. Siehe: Varnhagen, Leben des Blücher ꝛc. S. 136.

Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mich rufen zu lassen, sagte er, sich vor den König verneigend.

Ja, sagte der König ernst. Ich wollte Sie fragen, ob Sie auch zu den Halben gehören, oder ob Sie ein ganzer Mann sind?

Und ich, rief Alexander pathetisch, ich wollte Sie ersuchen, mir zu gestehen, ob Sie auch eine Schielwippe sind?

Blücher sah die beiden Fürsten mit einem düstern fragenden Blick an. Aber auf einmal erheiterte sich sein Gesicht, und ein leises Lächeln umspielte seine Lippen.

Ah, rief er, ich begreife! Die Majestäten haben mein Geplauder gehört, und Sie haben mich rufen lassen, um mir Stillschweigen zu befehlen. Aber es geht nicht, Majestäten, es geht nicht! Ich muß meinen Zorn, meinen Aerger und meinen Kummer aussprechen! Ich muß schelten können, denn wenn ich das nicht thät', so müßt' ich weinen, und das wär' doch eine Schande, wenn der Blücher weinen wollt' wie ein altes Weib! Lassen Sie mich also immerhin schelten, Majestät, es erleichtert mir ein bischen

das Herz, und der Zorn lehrt mich den Kummer vergessen.

Sie haben also Kummer, General? fragte Friedrich Wilhelm lächelnd.

Ja, mein Herr und König, ich habe Kummer, und zwar großen Kummer, rief Blücher heftig, ich möcht' ihn wohl Ew. Majestät klagen, und ich will's auch! Ich —

Still, unterbrach ihn der König, still, mein Herr Brausekopf von einundsiebenzig Jahren. Beantworten Sie mir zuerst eine Frage: Möchten Sie wohl commandirender General der schlesischen Armee werden?

Ob ich das möchte? rief Blücher mit freudeblitzenden Augen. Majestät, das ist ebenso viel, als wenn Sie mich fragten, ob ich noch länger leben möcht'! Denn ich sage Ew. Majestät, ich will lieber sogleich sterben, als einen Andern an diese Stelle lassen!

Nun denn, sagte der König ernst und würdevoll, ich ernenne Sie zum commandirenden General der schlesischen Armee! Nehmen Sie es an?

Blücher stieß einen Schrei aus, und sein Antlitz leuchtete auf, als habe ein Sonnenstrahl es getroffen.

Ich nehm' es an, rief er, und hier schwöre ich Ew. Majestät, daß ich mein Commando nicht eher wieder niederlegen will, als bis Preußen wieder das ist, was es vor der Schlacht von Jena war, daß ich meinen Säbel nicht eher wieder in die Scheide stecken will, als bis wir den Napoleon über den Rhein gejagt, und ihn so klein und jammervoll gemacht haben, daß er es niemals wagt, wieder 'rüber zu kommen. Ich schwör Ew. Majestät bei meiner Ehre, daß ich ferner den Bonaparte von seinem Thron stoßen will, und daß ich nicht ruhen und rasten will, bis die Krone wieder von seinem Haupt gefallen ist. Gott hat mich dazu aufbehalten, daß ich den Napoleon strafe, Gott hat mir's alle Nacht in meinen Träumen gesagt: verzage nicht und werd' nicht kleinmüthig! Bewahr' dir deinen Muth und dein Vertrauen, denn ich brauch' dich bald! Du sollst mir den Napoleon 'runter säbeln von seinem Thron, und ihn in den Staub werfen, von wannen er gekommen." Und dann hab ich' jedes Mal dem lieben Gott geantwortet: „ich bin da, und warte man bloß, daß es los gehen soll!" Und nun sage ich Ew. Majestät, was ich dem lieben Gott gesagt habe: „ich bin da! Und es soll los gehen!" Und

wie soll es los gehen! Herr mein Gott, ich hab's dem Bonaparte jeden Tag geschworen, daß ich ihn abstrafen will, und so lange ich lebe, werde ich es Ew. Majestät danken, daß Sie mir jetzt dazu die Gelegenheit geben! Ich bin also jetzt wirklich und wahrhaftig commandirender General der schlesischen Armee?

Ja, ich ernenne Sie dazu, und Se. Majestät der Kaiser billigt meine Wahl, sagte der König. Alle nähern Anweisungen, Instruktionen und Bestimmungen werden Sie morgen schriftlich erhalten. Sie treten sogleich in Function, und stellen sich an die Spitze der Truppen. Haben Sie noch Wünsche und Bedingungen zu stellen?

Ja, Majestät, Zweierlei muß ich mir ausbedingen. Zum Ersten: daß der General Scharnhorst Chef meines Generalstabes werde, denn der Blücher ist nur ein halber Mann, wenn der Scharnhorst nicht bei ihm ist. Ich hab' den Arm, er hat den Kopf, wir müssen also beisammen sein!

Ihr Wunsch ist gewährt, und Scharnhorst hat die Stelle schon angenommen, sagte der König lächelnd.

Zum Zweiten muß ich mir ausbedingen, daß ich

schon morgen mit meinen Preußen Breslau verlassen und vorwärts marschiren kann nach Sachsen.

Wie? Sogleich schon wollen Sie aufbrechen? riefen Alexander und Friedrich Wilhelm erstaunt.

Ja, sogleich, sagte Blücher mit freudigem Angesicht. Die Jahre des Wartens sind vorüber, und jetzt kommt der Tag der Rache. Wie ein Gewitter müssen wir über die Franzosen hereinbrechen! Ehe sie's denken, müssen wir ihre in Deutschland zurückgebliebenen Schaaren nach Hause jagen, den Rheinbund sprengen, und durch unsere kühnen Thaten ganz Deutschland begeistern, daß es jubelnd zu unsern Fahnen stürzt, und eine ungeheure Armee bildet, bevor noch Napoleon sein neugeschaffenes Heer gesammelt hat. Das ist unsere Aufgabe, und so Gott will, werden wir sie lösen!

VI.

Nach der Schlacht bei Bautzen.

Seit zwei Tagen donnerte und wüthete die Schlacht, und jetzt noch, in den Nachmittagsstunden des zweiundzwanzigsten Mai, jetzt noch, war sie nicht entschieden, jetzt noch hoffte Blücher, der mit seinen Preußen die Kreckwitzer Höhen unfern Bautzen besetzt hielt, den Sieg ertrotzen zu können. Zwei Tage hatten die Preußen und die Russen auf weiter Schlachtlinie wie die Löwen gefochten, zwei Tage waren sie mit todtesverachtendem Muth immer auf's Neue den feindlichen Schaaren entgegengestürmt, zwei Tage hatten sie, der glühenden Sonnenhitze, des Hungers und Durstes, der Ermattung nicht achtend, mit freudiger Begeisterung gekämpft für ihren Ruhm und ihre Ehre!

Aber diese ganzen zwei Tage hindurch hatte

Blücher sich inmitten seiner preußischen Truppen befunden. Wo der Kugelregen am dichtesten gewesen, da hatte er sein Roß hingesprengt, wo die Gefahr am dringendsten, da hatte man Blüchers Stimme vernommen, welche die Soldaten mit frohlockender Begeisterung anfeuerte zur muthigen Gegenwehr; wo der Feind in den dichtesten Haufen heranstürmte, da stand Blücher mit seinem treuen Gefährten, dem Gneisenau, an der Spitze seiner Preußen und schwang seinen Säbel und drang mit lautem jubelndem Hurrah hinein in den Feind, und machte ihn erschrocken zurückweichen vor so verwegenem Angriff.

Die Kreckwitzer Höhen mußten gehalten werden, nur so lange noch, bis General Barclay de Tolly mit seinen Russen heran kam, den Preußen zu Hülfe, nur so lange, bis die Generale York und Kleist mit den Preußen angelangt waren, um die linke, vom Marschall Ney bedrohete Flanke Blücher's zu decken.

Der Donner der Kanonen brüllte herüber und hinüber, die Preußen standen wie eine Mauer, und wo die Mannen fielen, da traten neue Glieder vor, und über die Sterbenden hin schritten die Lebenden unverzagt, unbekümmert, nur das Eine bedenkend,

daß es gälte: heute Rache zu nehmen für die verlorne Schlacht von Lützen *).

Kinder, rief Blücher seinen Schaaren entgegen, wie eben die feindlichen Kugeln ganze Reihen dahinstreckten, Kinder, bedenkt, daß wir's uns nun einmal vorgenommen haben, die Franzosen niederzusäbeln. Sie haben die Erde von Deutschland ausgesogen, wir müssen sie wieder fett machen mit Franzosenleichen. Und dann Kinder, denkt an Groß-Görschen, wo sie uns unsern General Scharnhorst verwundet haben**). Dafür müssen wir sie heut abstrafen, und uns auch 'n Paar Franzosengenerale langen. Wenigstens ihrer vier Marschälle müssen wir haben für den General Scharnhorst, denn die Kerls sind

*) Am 2. Mai 1813. Die Franzosen nennen diese Schlacht die von Lützen, die Deutschen bezeichnen sie gewöhnlich als die Schlacht von Groß-Görschen. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Jedoch die neueren Geschichtsschreiber, namentlich Beitzke, nennen die Schlacht von Lützen oder Groß-Görschen geradezu eine für die Deutschen verlorene Schlacht.

**) General Scharnhorst ward in der Schlacht von Groß-Görschen neben Blücher verwundet. Er hielt seine Wunde zwar für leicht, mußte sich aber doch zur Heilung derselben von der Armee fortbegeben. Er ging zuerst nach Altenburg, dann nach Prag, um dem dortigen Congreß beizuwohnen, seine Wunde brach wieder auf und er starb zu Prag am 20. Juni 1813.

leicht, und ihrer Vier wiegen noch nicht so viel, als der einzige Scharnhorst. Na, nun sagt, wollen wir uns die vier Marschälle von den Franzosen holen?

Ja, Vater Blücher, ja das wollen wir, jubelten und schrieen die Preußen. Hurrah, es lebe Vater Blücher!

Nun noch kurze Zeit, und die Schlacht ist unser! rief Gneisenau mit tönender Stimme. Dort drüben rücken sie an die Schaaren des Marschalls Ney, aber der General Barclay mit seinen Russen hat den Windmühlenberg bei Gleime besetzt, und wird den Feind zurückschlagen, wie wir hier auf den Kreckwitzer Höhen die Schaaren Napoleons zurückschlagen werden. Die Kreckwitzer Höhen, das sind die Thermopylen der Preußen, und wir wollen lieber fallen, Mann für Mann, als sie aufgeben *)!

Ja, wir wollen lieber fallen, Mann für Mann, als sie aufgeben, jauchzten die Officiere, und die Soldaten riefen und jubelten es ihnen nach.

In diesem Augenblick ertönte heftiger Kanonendonner auf der rechten Seite der preußischen Truppen.

Hurrah, Hurrah, das sind die Franzosen, schrie

---

*) v. Müffling: Aus meinem Leben. S. 40.

Blücher, Jungens, jetzt wollen wir uns unsere Marschälle holen!

Hurrah, jetzt wollen wir uns unsere Marschälle holen! jubeln die Soldaten, und die Kanonen brüllen, und die Gewehre knattern, und als wolle der Himmel selber Theil haben an diesem Kampf der Völker, rollt der Donner machtvoll daher, zucken die Blitze aus den Wolken des Himmels in die Wolken des Pulverdampfes hernieder.

Aber wer sprengt da auf einmal heran auf schaumbedecktem Roß, das Haar flatternd im Winde, das Antlitz bleich wie eine Leiche, die Miene schreckensvoll, unheilverkündend?

Ein preußischer Obrist ist's, und doch theilt er nicht den Jubel der Preußen?

Zum commandirenden General Blücher und seinem Gneisenau sprengt er heran.

Heda, Obristlieutenant von Müffling, ruft Blücher frohmüthig ihm entgegen, sind Sie zurück? Bringen Grüße von Barclay de Tolly? Ist er schon fertig mit den Franzosen? Nun, wir wollen hier eben die Arbeit auf's Neue beginnen, die letzte Arbeit heut!

General, ruft Müffling schreckensvoll, die Franzosen werden bald fertig sein mit Barclay de Tolly,

die Franzosen werden bald die letzte Arbeit gethan und uns besiegt haben! Denn Barclay de Tolly wird sich nicht halten! Er hat nur fünftausend Mann, und Ney rückt gegen ihn heran mit mehr als fünfzigtausend Mann. Barclay sendet mich, um Verstärkung zu holen, und wenn wir ihm keine Verstärkung senden, kann er den Windmühlenberg nicht halten! In einer Viertelstunde wird er in den Händen Ney's sein!

Nein, in einer Viertelstunde wird Ney in unsern Händen sein, jubelt Blücher. Ney ist ein Marschall, und wir müssen ihn haben! Nicht wahr, Kinder, ruft er, sich hochaufrichtend im Steigbügel, und rückwärts schauend nach seinen Truppen, nicht wahr, wir müssen uns den Marschall Ney holen?

Ja, ja, Vater Blücher, wir müssen uns den Marschall Ney holen!

Der Himmel antwortet mit einem lauten Donnerschlag, die Erde erbebt von den brüllenden Kanonen, die Luft erzittert von dem Hurrahrufen, dem Jauchzen und Schreien der noch Lebenden, dem Fluchen und Aechzen der Verwundeten und Sterbenden.

Noch immer stand Blücher mit seinen Preußen

auf den Kreckwitzer Höhen. Sein Antlitz flammt von Begeisterung, sein Auge blitzt voll Muth.

Aber der Warner steht an seiner Seite. General, flüsterte Müffling, General, wir sind verloren, wenn wir hier länger bleiben. Wir müssen uns zurückziehen!

Zurückziehen! schreit Blücher mit donnernder Stimme, und zürnend rollt vom Himmel eben ein furchtbarer Donnerschlag daher.

Müffling deutet stumm hinunter in die Ebene, hinüber auf den Windmühlenberg.

Sehen Sie, sehen Sie! Dort, gerade in unserer Fronte rückt Napoleon heran, und der Windmühlenberg ist leer, General Barclay hat ihn verlassen, die Russen sind auseinandergestiebt!

Aber wir stehen noch, jubelt Blücher, und wir werden stehen bleiben, dem Napoleon, und dem Teufel zum Trotz! Und wir haben auch unsere Hülfe und unsere Deckung. Die russische Artillerie, die uns zur Hülfe zugegeben, donnert mächtig drein, und York und Kleist decken unsern linken Flügel!

General, hören Sie doch nur! Die russische Artillerie feuert schon seltener, der General Kleist ist nicht mehr zu unserer Deckung da, denn die

Souveraine haben ihn zu Barclay's Deckung nach Baruth abgesendet, und was York anbetrifft, so hat der nicht hindern können, daß der Feind schon dort drüben bei Basantwitz eine Batterie aufgeführt hat. Ich sah sie, auf meinem Ritt hieher. Wir befinden uns also hier auf den Kreckwitzer Höhen in einem dreifachen Kreuzfeuer.

Und als wollte der Feind die Worte des Warners bestätigen, donnerten von drei Seiten her jetzt die Kanonenschüsse, und sandten ihre Kugeln herüber in die Reihen der Preußen.

Der Siegesglanz auf dem Antlitz Blüchers erbleichte, Gneisenau ward ernst und düster, der Generalstab Blüchers drängte sich näher heran zu seinem Feldherrn, und suchte in seinen Augen zu lesen; das Jauchzen der Soldaten verstummt, nur der Himmel donnert noch, und die Kanonen der Feinde brüllten, und hier und dort in der Ferne sah man, Riesenfackeln gleich, brennende Dörfer aufleuchten, und den grauen Himmel mit blutrothem Schein färben.

Blücher schaute schweigend ringsum, seine Lippe zuckte, seine Augenwimpern zogen sich zusammen, und auf seiner Stirn standen große Tropfen kalten

Schweißes. Gneisenau hält an seiner Seite, düster und schweigsam, wie sein Chef. Hinter ihnen hielten die Officiere vom Generalstab, trübe, düster, wie ihre Feldherren, denn jetzt hatte Jeder die Gefahr erkannt, jetzt wußte Jeder, daß wenn man stehen blieb auf den „Thermopylen Preußens", man sich bis zum letzten Mann vertheidigen, oder das Gewehr strecken müsse, da, sobald der Feind auch die vierte Seite dort umschlossen hatte, kein Entrinnen mehr möglich war *).

Auf der andern Seite Blüchers hielt der Obrist Müffling, der von seiner Recognoscirung heimgekehrte Unglücksbote.

Er deutete stumm hinüber auf die französischen Schaaren des Marschalls Ney, die eben anfingen, die Höhen zu ersteigen, dann zog er seine Uhr.

Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, noch eine Viertelstunde Zeit, um uns aus der Schlinge zu ziehen. Später sind wir umringt. Benutzen wir diese Zeit nicht, so werden die Poltrons sich ergeben, und die

---

*) v. Müffling. S. 42.

Tapfern fechtend sterben, aber leider ohne den geringsten Nutzen für das Vaterland *).

Blücher antwortete nicht, er schaute nur mit einem trostlosen Blick hinunter auf den Feind, der in immer größeren Massen heranzog.

Eine Pause trat ein, nur die von drei Seiten ertönenden Kanonenschüsse der Feinde sprachen, — eine traurige verzweiflungsvolle Sprache. Die russischen Batterien hatten aufgehört zu schießen, ihr Pulvervorrath war zu Ende.

Gneisenau, fragte endlich Blücher mit dumpfem Ton, schwerathmend, als bedrücke ein Stein seine Brust, Gneisenau, was sagen Sie?

Ich muß leider bekennen, daß der Oberstlieutenant von Müffling Recht hat, seufzte Gneisenau. Bei den jetzigen veränderten Umständen wird alles Blutvergießen nicht allein überflüssig, sondern die Erhaltung der Kräfte für eine bessere Gelegenheit eine Pflicht. Wir müssen eilen, uns zurückzuziehen. **)

---

*) v. Müffling's eigene Worte. Siehe v. Müffling: Aus meinem Leben. S. 43.

**) Gneisenau's eigene Worte. Siehe: v. Müffling. Aus meinem Leben. S. 43.

Ein einziger lauter Aufschrei, ein wilder Fluch tönte von Blücher's Lippen, aber nur die Nächsten aus seiner Umgebung hörten ihn, der Donner des Himmels und der Kanonen überdeckte diesen Verzweiflungsschrei des Generals.

Mit einem heftigen Ruck zog er die Mütze tief über seine Stirn nieder, daß sie seine Augen beschattete, diese Augen, welche vorher so feurig blitzten, und welche jetzt trübe waren, wer konnte wissen, ob vom Pulverdampf, ob vom Regen, der jetzt in schweren Massen vom Himmel niederströmte, oder von einem andern Naß.

Nun wandte er sich langsam um nach den Herren seines Generalstabes.

Müssen also runter von der Höhe, sagte er mit harter Stimme. Vorwärts denn! Wollen die Chaussée nach Weißenberg hin marschiren. Wollen wenigstens unsern Rückzug theuer erkaufen, die Reiterei vorwärts. Die Cavallerie hat unsern Rückzug zu beschützen, und Gott verdamme sie und mich, wenn auch nur Ein Mann, Eine Fahne oder Standarte in die Hände der Franzosen fällt! Treten Sie Alle dicht heran, meine Herrn, und hören Sie, was ich Ihnen noch zu sagen habe! —

Die von Müffling bewilligte Viertelstunde war nicht verflossen, als die Preußen begannen, langsam die Kreckwitzer Berge herabzusteigen, und sich längs der Chaussée nach Weißenberg hinzuziehen.

Blücher war mit Gneisenau und seinem Generalstabe in schnellem Trab die Höhen herabgeritten, und sprengte schweigend noch eine Strecke auf dem Thalweg dahin. Dann machte er plötzlich Halt, und sein Pferd umwendend, blickte er zu den Höhen empor, von welchen eben die Preußen in vollkommenster Ordnung stumm und düster niederstiegen.

Das ist nun das zweite Mal, daß wir retiriren müssen, sagte Blücher düster, das zweite Mal, daß der Bonaparte mehr Glück hat, als wir; die Dummen und die Feigen, die werden nun wieder sagen, daß der Bonaparte unbesiegbar ist, und daß diejenigen Thoren sind, welche wider ihn kämpfen wollen, da doch Gott mit ihm sei, und das Glück ihn niemals verläßt. Aber es ist nicht wahr, sag' ich, der liebe Gott ist nicht mit ihm, sondern man blos der Teufel, und das Glück, das will ihn blos einschläfern und sicher machen, um ihn dann desto gewisser dem Unglück zu überliefern. Es ist bald zu Ende mit seinem Glück, ich weiß es und ich fühl's,

und ich bin dazu da, daß ich ihm das Unglück bringe. Aber wahr bleibt es immer doch, daß dies die zweite Schlacht ist, die wir nicht gewinnen, und daß wir zum zweiten Mal nicht vorwärts gehen. Aber hier schwöre ich es, und ich bitte Dich, lieber Herr Gott da droben, daß Du so gut bist, und meinen Schwur annimmst, hier schwöre ich, daß dies nun das letzte Mal ist, daß ich zurückgehe, hier schwöre ich, daß ich von nun an vorwärts, immer nur vorwärts gehen will, und daß ich dem Bonaparte den Kummer und Aerger, den er mir seit vier Wochen bereitet hat, noch ganz extra vergelten, und ihm so viel Herzeleid, und so viel Aerger und Fehlschlag bereiten will, als nur möglicherweise ein Mensch dem andern anthun kann! Herr Gott, was hat der Bonaparte für 'n Conto in meinem Schuldbuch, und was hat er mir viel zu bezahlen! Aber es schadet nichts, denn mein Säbel ist scharf, und wird ihm schon einen Schuldposten nach dem andern ausradiren. Von heut' an soll's losgehen! Wollen Sie Alle mir dabei helfen, meine Herren?

Ja, riefen die Officiere seines Generalstabes, ja wir wollen dabei helfen!

Na, dann ist's gut, sagte Blücher, lebhaft mit

dem Kopf nickend, von heut an kann der Herr Napoleon sich vor mir in Acht nehmen. Bisher habe ich ihn blos gehaßt, jetzt verabscheue ich ihn, und das Wort Rückwärts, das giebt es nun nicht mehr für mich und meine Preußen!

Er sprengte rasch vorwärts, seinen Truppen entgegen. Na nu, Kinder, rief er, die Kreckwitzer Höhen, die sind zu nichts nutze, und darum ist es besser, daß wir von ihnen runter gehen, und sie dem Bonaparte lassen, der kann sie sich in die Tasche stecken, wenn's ihm Spaß macht. Aber von nun an wollen wir das Ding umkehren, und ihn in die Tasche stecken, und da woll'n wir ihn recht warm halten, denn sonst möcht' er wieder frieren, wie in Rußland. Nu vorwärts, Kinder, vorwärts! Und da wir vorwärts gehen, so seht Ihr doch wohl ein, daß wir nicht rückwärts gehen, und daß Derjenige, welcher sagt, daß wir retiriren, ein rechter Dummkopf ist! Vorwärts, Kinder, vorwärts!

Aber was Blücher auch immer sagen, und wie er klüglich seinen Truppen das Rückwärtsgehen und Vorwärtsmarschiren übersetzen mochte, es blieb leider doch eine unumstößliche Wahrheit: die Schlacht bei Bautzen war verloren, und die Preußen und Russen

mußten vor den Franzosen retiriren. Sie thaten's freilich in vollkommen guter Ordnung, sie flohen nicht, aber — sie retirirten, und Napoleon durfte sich eines neuen Sieges auf deutscher Erde rühmen.

Das ganze verbündete Heer begann schon in der Abenddämmerung dieses Tages den Rückzug, und wandte sich wieder nach Schlesien hin. Trübe und mürrisch zogen die Truppen dahin, und trübe und düster war auch das Antlitz der beiden Souveraine, des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm.

In freudiger Siegeshoffnung waren sie ausgezogen mit ihren Truppen, und jetzt waren ihre Hoffnungen entblättert, und sie mußten wieder den Weg einschlagen, von wannen sie gekommen.

Während die Truppen auf den großen freien Straßen dahin marschirten, schlugen die beiden Fürsten, ihren Truppen vorauseilend, eine nähere Seitenstraße nach Reichenbach ein.

Sie waren Beide allein, nur zwei Livréediener folgten ihnen in einiger Entfernung; nichts von dem Prunk und der Herrlichkeit ihrer Erdengröße umgab sie.

Sie waren Beide stumm; langsam dahin reitend,

schaute der König trübe und ernst gerade vor sich hin, während der Kaiser mit einem Ausdruck wehmüthiger Rührung oft die Augen auf den Freund richtete, oft sie langsam und mit einem wunderbaren Blick gen Himmel erhob.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur in weiter Ferne vernahm man das dumpfe Geräusch rollender Wagen, und hier und da am Horizont tauchte noch der Feuerschein von irgend einem in Brand gesteckten Dorfe empor.

Schweigend waren sie so eine Zeitlang neben einander dahin geritten; auf einmal hielt der König sein Pferd an, und ein langer, schmerzvoller Seufzer entrang sich seiner Brust.

Das muß anders werden, rief er mit einem verzweiflungsvollen Schmerzenslaut. Wir bewegen uns nach Osten, und wir wollen und müssen nach Westen!

Nach Osten müssen wir Alle, sagte der Kaiser mit tiefem, inbrünstigem Ton, aus dem Osten ist das Heil gekommen, gen Osten richtet daher jeder gute Christ sein Antlitz, wenn er Gott und den Heiland um Beistand und Erlösung anfleht!

Der König hatte vielleicht seine Worte nicht gehört, denn er antwortete nicht, sondern starrte wieder

trübe und gedankenvoll vor sich hin. Beide achteten sie nicht darauf, daß der Himmel sich jetzt wieder erhellt hatte, und daß dort hinten am Horizont die Sonne in leuchtender Pracht ihre flammenden Abendgluthen über Himmel und Erde ausströmte.

Es war ein wundervoller Abend. Die von dem Gewitterregen erfrischte Erde hauchte süße Wohlgerüche aus, die Luft war frisch und balsamisch, und die blühenden, großen Kornfelder, an denen sie vorüber ritten, hoben und senkten sich in rauschenden Wellen wie ein im Abendglanz ruhendes Meer.

Die beiden Fürsten achteten nicht darauf. Ihre Augen schauten nicht nach außen, sondern sie waren nach innen gekehrt.

Oh, begann der König nach einer langen Pause wieder, oh, welches wird denn das Ende aller dieser Dinge sein, und haben Diejenigen nicht Recht, welche mich vor diesem Kampf warnten, und mir Napoleon's nie wankendes Glück als drohendes Schreckbild entgegenhielten? Haben meine Truppen nicht Alles gethan, was man von menschlichen Kräften fordern kann? Haben sie nicht mit heldenmüthiger Tapferkeit allen Mühsalen und Beschwerden getrotzt, und im Kampf gestanden mit unüber-

trefflichem Heroismus? Haben nicht ebenso die Russen sich bewährt in edelster Hingebung und kühnster Standhaftigkeit? Und dennoch sind unsere Armeen in zwei Schlachten geschlagen worden, und dennoch sind wir auf dem Rückzug! Worauf sollen wir nun noch hoffen? Welche neue Hülfsquellen können wir noch uns eröffnen? Dürfen wir denn noch auf Oesterreich's Beitritt zu unserm Bunde hoffen?

Er hatte das halblaut, gedankenvoll vor sich hin gefragt, nicht bedenkend, daß ein Anderer da war, der ihn hören konnte; als daher der Kaiser jetzt ihm Antwort gab, schrack Friedrich Wilhelm zusammen, und hob fast betroffen sein Haupt empor.

Nein, sagte der Kaiser ernst, nein, auf Oesterreich können wir nicht mehr hoffen, oder, wenn Sie wollen, noch nicht hoffen. Das hat uns wohl die Sendung des Grafen Stadion zur Genüge gezeigt. Sie haben uns ihren Diplomaten gesandt, um mit uns zu unterhandeln, damit wir, im Falle eines Sieges, nicht Oesterreich auch als unsern Feind betrachten sollten. Jetzt, da wir nicht gesiegt haben, wird ohne Zweifel der Graf Stadion unser Hauptquartier verlassen, um sich zu Napoleon zu

begeben, und ihn der treuesten und aufrichtigsten Anhänglichkeit Oesterreich's versichern. Nein, nein, auf Oesterreich dürfen wir nicht rechnen, Oesterreich will nur unterhandeln, nur mit Worten fechten, aber nicht mit dem Schwert!

Aber ohne Oesterreich, rief der König heftig, ohne Oesterreich sind wir zu schwach! Oh mein Gott, zuweilen scheint es mir, daß keine menschliche Kraft etwas vermag gegen das große, überlegene Genie Napoleons, und daß nur Gott, der ihn so groß geschaffen und so hoch erhoben hat, ihn auch wieder klein machen, und in den Staub treten kann! Wir haben gethan, was in der Menschen Macht stand, aber es ist Alles vergeblich gewesen! Er hat gesiegt, wir sind unterlegen!

Aber wir haben ihm wenigstens den Sieg theuer verkauft, sagte Alexander, und wenn wir unterlegen sind, so ist es wenigstens mit Ehren geschehen! Keins unserer Bataillone ist gesprengt worden, und auch die Zahl der Gefangenen wird wohl auf beiden Seiten ziemlich gleich sein. In der Hauptsache ist noch nichts verloren, und mit Gottes Hülfe wird es bald besser gehen!

Ja, aber auch nur mit Gottes Hülfe, rief der

König, die haben wir aber besonders nöthig, und ohne die sind wir verloren!

Aber Gott ist mit uns, rief Alexander schwärmerisch, ich weiß das; diese Ueberzeugung steht klar und unabänderlich fest in mir seit den großen Schreckenstagen von Moskau und der Beresina. Gott sandte mir jene Tage der Prüfung und des Schreckens, damit ich zur Erkenntniß komme, und ich bin zur Erkenntniß gekommen. Bis dahin war ich ein in irdischen Zweifeln befangener Mensch gewesen, meiner eigenen Kraft vertrauend, und nicht ohne Eitelkeit meiner irdischen Größe mich freuend. Ich dachte an Gott, ich liebte ihn, aber er erfüllte nicht meine ganze Seele, ich ging dahin und zerstreute mich. Aber der Brand von Moskau hat meine Seele erleuchtet, und das Gericht des Herrn auf den Eisfeldern hat mein Herz mit einer Glaubenswärme erfüllt, die es bis dahin nie so gefühlt. Mit den Flammenzeichen der heiligen Stadt schrieb die Hand Gottes auf den gerötheten Himmel: ich bin der Herr dein Gott! Mit den Blutströmen der großen französischen Armee zeichnete der Finger des Herrn es in die Schneefelder ein: Du sollst keine andern Götter haben neben

mir! Und seitdem ist eine wundersame Freudigkeit, eine unaussprechliche Demuth und ein unerschütterliches Gottvertrauen in mir. Seitdem bin ich ein Anderer geworden. Der Erlösung Europa's von dem Verderben verdanke ich meine Erlösung und Freimachung. *)

Er allein ist es auch, der uns frei machen kann, sagte der König tief bewegt, ich beuge mein Haupt in Demuth und bekenne, daß wir nichts sind ohne ihn. Möge er uns seine Hülfe und seinen Beistand senden!

Er wird es, rief Alexander glühend, Gott wird mit uns sein, denn wir kämpfen einen gerechten Kampf!

Ja, wir kämpfen einen gerechten Kampf, sagte Friedrich Wilhelm tiefbewegt, und indem er langsam das Auge zum Himmel erhob, flüsterte er: Bete für uns, Louise, daß wir siegen in diesem Kampf!

Beide schwiegen sie jetzt, und schauten still, voll heiliger Rührung im Herzen, empor zu dem Him-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Eylert: Friedrich Wilhelm III. Band II, zweite Hälfte. S. 248.

mel, dessen Gluthen jetzt verblaßt waren, und über dem die Schatten der Nacht sich zu lagern begannen.

Auf einmal leuchtete es wie ein freudiger Glanz in dem Antlitz des Königs auf, und Alexander lebhaft die Hand darreichend, sagte er laut und mit tiefbewegter Stimme: Wir wollen nicht verzagen, sondern muthig weiter kämpfen. Aber wenn Gott, wie ich hoffe, unsere vereinten Bemühungen segnet, so wollen wir laut vor aller Welt bekennen, daß ihm allein die Ehre gebührt. *)

Ja, das wollen wir! rief Alexander lebhaft, seine Rechte in die des Freundes legend. Laut vor aller Welt wollen wir bekennen, daß Gott allein die Ehre gebührt!

Sie hatten ihre Pferde angehalten, und hielten jetzt schweigend, Hand in Hand, nebeneinander, die Augen zum Himmel erhoben, die Mienen tiefbewegt und doch freudig.

Allgemach senkten sich ihre Augen und begegneten sich in einem langen, innigen Blick. Beide lächelten sie, und nickten einander zu.

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Eylert: Friedrich Wilhelm III. Band II, zweite Hälfte. S. 248.

Und jetzt, mein Freund, sagte Alexander, jetzt wollen wir uns in unsere Hauptquartiere begeben, und mit unsern Generalen Kriegsrath halten.

Ja, mein Freund, das wollen wir, sagte Friedrich Wilhelm, prüfen wir unsere Streitkräfte, und sehen wir, was nun weiter zu thun ist. Die Schlacht bei Bautzen darf nicht das Ende dieses Krieges sein!

VII.

Hiobsposten.

Es war ein Moment der Ruhe eingetreten in dem großen Kampf. Napoleon hatte den Verbündeten schon vor der Schlacht von Bautzen einen Waffenstillstand angeboten; damals hatten sie im vollen Vertrauen auf ihre Kraft ihn abgelehnt. Als aber Napoleon nach der Schlacht von Bautzen seinen Antrag wiederholte, nahmen die Verbündeten den Waffenstillstand an. Sie bedurften der Zeit, um neue Kräfte zu sammeln, neue Regimenter zu bilden, neue Streitkräfte zu ordnen. Aber Napoleon, getäuscht von seinen Siegen, fest vertrauend auf sein Glück, und auf — die Fehler seiner Feinde, — Napoleon war fest überzeugt, daß dieser Waffenstillstand nur die Einleitung zum Frieden sei, und daß die Verbündeten, gewarnt und erschreckt von den beiden verlorenen Schlachten, gern bereit sein

würden, einen nur einigermaßen ehrenvollen Frieden anzunehmen.

Die Unterhandlungen zum Frieden waren in Prag eröffnet worden. Frankreich, Preußen und Rußland hatten dazu ihre Abgeordneten nach Prag entsandt, und auch Oesterreich, welches bei diesem Congreß die Rolle eines Vermittlers übernommen, ließ seinen Abgeordneten, den Minister Metternich, an dem Congreß von Prag Theil nehmen. Vom vierten Juni bis zum vierundzwanzigsten Juli sollte der Waffenstillstand dauern, Zeit genug, um über einen, für beide Theile gleich vortheilhaften Frieden sich zu verständigen, Zeit genug, um, auf den Fall, daß der Frieden nicht zu Stande kommen sollte, die Streitkräfte zu sammeln, neue Millionen und neue Regimenter aus Frankreich herbeizuschaffen.

Napoleon hatte sich, sobald der Waffenstillstand unterzeichnet worden, wieder nach Dresden begeben, um dort die Entscheidung abzuwarten. Dort, im Marcolinischen Palais, hatte der Kaiser wieder seine Residenz aufgeschlagen; aber diesmal gab es nicht, wie vor seinem Kriegszuge nach Rußland, glänzende Feste in Dresden, diesmal sammelten sich nicht um den mächtigen Kaiser die Könige und Fürsten

Deutschlands; der Kaiser von Oesterreich hielt sich schweigsam und still in Wien, der König von Preußen befand sich in Reichenbach, und war jetzt der Feind Napoleons, und all' die Fürsten des deutschen Rheinbundes, vor einem Jahr noch die dienstbereiten, unterwürfigen Höflinge des Kaisers Napoleon, sie hielten sich in mürrischem Schweigen fern, oder begannen schon, ihrem einstigen Herrn den Gehorsam zu verweigern, und machten Schwierigkeiten, wenn es galt, neue Truppen zu stellen, neue Hülfsquellen für den Kaiser flüssig zu machen. Keiner von ihnen war gekommen, Napoleon, den sie noch vor kurzer Zeit gefürchtet als den mächtigsten Herrn der Welt, jetzt seine Huldigung darzubringen. Nur der alte, schwache König von Sachsen, der sich beim Beginn des Krieges mit seinen Millionen und den Diamanten des grünen Gewölbes bis an die äußersten Grenzen seines Landes, bis nach Plauen geflüchtet hatte*), nur er war jetzt auf den ziemlich gebieterisch ausgesprochenen Wunsch Napoleons wieder nach Dresden zurückgekehrt. Bei ihm dinirte der Kaiser zuweilen, aber nur im engsten Familien-

*) Lebensbilder III. S. 466.

kreise, und ohne allen äußern Prunk; Abends begab er sich alsdann in das französische Theater, das während des Waffenstillstands nach Dresden beordert worden. Zuweilen durften alsdann seine Lieblinge, die Damen Mars und Georges, und der große Talma nach dem Theater mit dem Kaiser soupiren, und dem Liebreiz der schönen Mars, der leidenschaftlichen Gluth der heroischen Georges, der feinen Unterhaltung des ebenso geistreichen, als gewandten Talma gelang es zuweilen, die Wolken von der Stirn des Kaisers zu verscheuchen. Aber sobald sie ihn verlassen, sobald er wieder allein war mit seinen Gedanken, seinen Arbeiten und seinen Plänen, kehrten die Wolken wieder zurück, und das Antlitz des Kaisers nahm wieder seinen düstern und ehernen Ausdruck an.

So vergingen die Tage, die Wochen, und noch immer war der Congreß in Prag beisammen; das Ende des Waffenstillstandes nahte heran, und noch immer hatte man sich nicht einigen können über die Friedensbedingungen.

Es war am Morgen des achtundzwanzigsten Juni, der Kaiser hatte soeben sein Dejeuner beendet, und war in sein Kartenzimmer eingetreten, um auf die-

sen Karten die Pläne möglicher, künftiger Feldzüge zu ersinnen, als die Thür des Empfangszimmers sich öffnete, und der Minister Maret, Herzog von Bassano, hereintrat. Maret gehörte zu den Wenigen, denen Napoleon unbedingt vertraute, und an deren Treue er niemals zweifelte, zu den Wenigen auch, die zu jeder Zeit freien Zutritt zu dem Kaiser hatten, und unangemeldet in seine Gemächer eintreten durften. Dennoch schien Napoleon heute überrascht von seinem Kommen, niemals war der Herzog so früh zu ihm eingetreten, denn er wußte sehr wohl, daß der Kaiser um diese Stunde in ungestörter Einsamkeit sich mit seinen Karten und seinen Feldzugsplänen zu beschäftigen pflege.

Es mußte daher etwas Ungewöhnliches sein, das den Herzog von Bassano veranlaßt hatte, in so früher Morgenstunde zu ihm zu kommen.

Das düstere Auge Napoleons überflog mit einem schnellen Blitz das Antlitz Maret's, und neben dem Kartentisch stehend, die Hand auf diesen gelehnt, fragte er rasch und heftig: Nun, Maret, was giebt es?

Sire, ich bin nur gekommen, Ew. Majestät einige Briefe zu überreichen, welche der Courier eben von

Paris überbracht hat, sagte der Herzog, dem Kaiser einige versiegelte Briefe überreichend.

Ist ein Brief von der Kaiserin dabei? fragte Napoleon hastig.

Ja, Sire!

Der Kaiser hatte ihn jetzt schon gefunden, und die andern Briefe auf den Tisch werfend, öffnete er hastig den Brief seiner Gemahlin und las ihn. Sein Antlitz, das bis dahin so streng und düster gewesen, nahm jetzt allgemach einen mildern und freundlichern Ausdruck an, die Wolken verschwanden von seiner Stirn, und etwas, wie ein Lächeln, umspielte seine Lippen.

Ach, die gute Louise, sagte er, als er zu Ende gelesen, wie zärtlich sie schreibt, wie sie sich nach mir sehnt und wie allerliebst sie mir zu erzählen weiß von dem König von Rom, der fortwährend nach seinem Vater fragt und jeden Abend, wenn er zu Bette geht, laut ruft: „Guter, lieber Papa Kaiser, kehre bald zurück!"

Ein Ruf, Sire, in welchen, wie ich überzeugt bin, ganz Frankreich aus vollem Herzen einstimmt, sagte Maret rasch.

Ja, rief der Kaiser mit einem verächtlichen Achsel=

zucken, ich weiß es wohl, daß Frankreich, daß sogar meine Marschälle damit übereinstimmen, aber nicht aus Liebe zu mir, sondern aus Liebe zum Frieden! Der kleine König von Rom aber sehnt sich nach mir, und auch die Kaiserin wünscht nur meine Heimkehr, ohne sich viel darum zu kümmern, ob Krieg oder Frieden ist. Diese Beiden lieben mich! Ach, was für eine glückliche Familie würden wir Drei nicht abgeben, wenn es endlich zu einem dauernden Frieden kommen könnte! Mein Gott, ich bin des Krieges satt und müde, ich sehne mich, gleich Euch Allen, darnach, endlich heimkehren und ein wenig der Früchte unserer langen Kämpfe und unserer vielen Siege genießen zu können.

Sire, sagte Maret mit leiser, bittender Stimme, Sire, es kommt doch nur auf Ew. Majestät an, dies zu thun und Europa den Frieden zu geben.

Wollen auch Sie einstimmen in das Geschwätz der Thoren? fragte Napoleon heftig. Immer dasselbe Lied, immer dieselbe Weise! Sie wenigstens, Maret, Sie sollten es nicht mitsingen, denn Sie, der Sie allein die Verhandlungen und Vorschläge zwischen mir und den Feinden kennen, Sie sollten wenigstens wissen, daß es nicht von mir abhängt,

den Frieden zu geben, sondern daß ich vielleicht nur noch Derjenige sein kann, der ihn empfangen kann.

Sire, doch würde vielleicht ein wenig Nachgiebigkeit von Ew. Majestät schon genügen, um den Frieden zu Stande zu bringen, wagte Maret zu sagen.

Was wollen Sie damit sagen? fragte Napoleon, dessen Stimme jetzt zu grollen begann. Wollen Sie mit Ihrer Sehnsucht nach Nachgiebigkeit vielleicht andeuten, daß ich die Vorschläge Oesterreichs annehmen sollte, daß ich mich den ehrlosen und demüthigenden Bedingungen fügen sollte, unter denen Oesterreich mir seine fernere Freundschaft und Bundesgenossenschaft in Aussicht stellt? Oesterreich wagt es, von mir die Rückgabe Illyriens und des zum Großherzogthum Warschau abgetretenen Gebiets zu fordern, es verlangt für Preußen die Räumung seiner Festungen, die Rückgabe von Danzig und die Verzichtleistung auf die Küstenländer Nord-Deutschlands. Und indem Oesterreich in seiner doppelgängigen Vermittlerrolle mir diese Vorschläge macht, thut es dies nicht mit der Freundlichkeit eines Bundesgenossen, sondern es wagt mir zu drohen, es

wagt mir zu sagen: „Wenn Frankreich unsere Vorschläge nicht annimmt, so ist Oesterreich genöthigt, sich auf Seiten der Feinde Frankreichs zu stellen und gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen." Ich bin zum Frieden bereit, aber ich werde lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als Bedingungen unterzeichnen, die man mir mit vorgehaltenem Degen aufdringen möchte. Ich will unterhandeln, aber mir nicht Gesetze vorschreiben lassen.*)

Sire, Niemand würde es wagen, Ew. Majestät Gesetze vorschreiben zu wollen, Oesterreich wird vielmehr froh sein, wenn Ew. Majestät nur sich zu Unterhandlungen bereit erklären, und es wird nicht viel zu fordern wagen. Es wird zufrieden sein, wenn ihm Ew. Majestät Illyrien wieder geben, und niemals, davon bin ich überzeugt, niemals wird Kaiser Franz im Ernst sich den Feinden seines Schwiegersohnes zugesellen!

Aber Kaiser Franz ist nicht sein Kabinet, rief der Kaiser. Ich könnte vielleicht großes Vertrauen in die persönliche Anhänglichkeit meines Schwiegervaters setzen, aber dies würde mich doch nicht ver-

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Beitzke I. S. 596.

blenden können über die Politik seines Kabinets. Diese Politik ändert sich niemals. Die Bundesverträge, die Vermählungen können ihren Gang etwas aufhalten, aber ablenken niemals. Nie verzichtet Oesterreich auf Dasjenige, was es abzutreten gezwungen ist. Als Schwächerer nimmt es freilich seine Zuflucht zum Frieden, der ihm aber immer nur ein Waffenstillstand ist und bei dessen Unterzeichnung es immer gleich wieder an den neuen Krieg denkt. Es hat sich so gezeigt während der ganzen Reihe von Jahren, die ich mit ihm kämpfe und unterhandle. Es hat immer, wenn es im Nachtheil war, den Frieden angenommen und mir die Hand zum Bündniß gereicht, aber nach jedem Fehlschlag, der mich betroffen, hat es seine Hand zurückgezogen und sein Bündniß gebrochen. Jetzt glaubt es, die Würfel lägen ihm günstiger als jemals, und Sie sehen, wie es sich gleich wieder als Feind erklärt. Es wird den Verbündeten die Ausgänge Böhmens öffnen, und ihnen dadurch gestatten, die Stellungen des französischen Heeres zu umgehen, es in den Rücken zu nehmen und von Frankreich abzuschneiden. Mit einem Wort: Oesterreich kann nichts vergessen! Es wird unser Feind bleiben, nicht

nur so lange es Verluste wieder zu ersetzen hat, sondern auch so lange die Macht Frankreichs ihm mit neuen Demüthigungen drohen könnte. Dieser Instinct von Eifersucht ist mächtiger als alle Interessen, als jede Zuneigung, es wird immer streben sich selber groß und Frankreich kleiner zu machen, und wenn ich ihm heute Illyrien bewillige, so wird es morgen vielleicht schon die ganze Lombardei und seine frühern holländischen Provinzen beanspruchen.*) Täuschen Sie sich darüber nicht, Maret, und denken Sie nicht, daß Oesterreich Frieden mit uns will, weil Kaiser Franz mein Schwiegervater ist! Ich muß ihnen den Frieden mit der Spitze meines Schwertes schreiben, und dann werden sie sich beeilen, mich daran zu erinnern, daß ich der Schwiegersohn des Kaisers bin, und werden in Anbetracht dieser Verwandtschaft von mir günstige und milde Friedensbedingungen fordern.

Aber dies, scheint mir, ist jetzt gerade die Situation Ew. Majestät, rief Maret lebhaft. Ew. Majestät haben gerade jetzt zwei neue Schlachten gewonnen, zwei neue Siege erkämpft.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 60.

Aber welche Siege! sagte Napoleon düster; sie haben mir ebenso viel Soldaten gekostet als dem Feind, und sie haben mir keine Vortheile gewährt. Ich hatte gehofft, eine gute Zahl Trophäen zu erhalten. Aber in diesen beiden Schlachten von Lützen und von Bautzen ist auch nicht Eine Kanone, nicht Eine Fahne, kaum einige unbedeutende Gefangene in unsere Hände gefallen. Nach zwei fürchterlichen Blutbädern haben wir keine Resultate, diese Leute da haben mir nicht einen einzigen Nagel zum Aufheben liegen lassen.*) Es sind nicht mehr die Soldaten von der Schlacht bei Jena, glauben Sie mir das, Maret, ein anderer Geist belebt die Soldaten und ihre Heerführer. Die Preußen haben in der Schlacht wie Löwen gekämpft, und ihr Anführer, der General Blücher, ist wie ein Heerführer in der Iliade. Er ist zugleich Feldherr und gemeiner Soldat, zugleich ein Tollkopf und ein schlauer Odysseus. Das Heer liebt ihn und der König vertraut ihm. Er haßt mich und hat ein gutes Gedächtniß für seine Niederlagen von Auerstädt und Lübeck, und er wird sich Revanche nehmen wollen.

---

*) Napoleons eigene Worte. Constant V.

Aber Rußland hat nicht nöthig, Revanche zu nehmen, sagte Maret.

Nein, murmelte Napoleon, düster vor sich hin blickend, Rußland hat das nicht nöthig. Auf seinen Schneefeldern habe ich meine Armee und vielleicht auch mein Glück verloren! Aber gleichviel, ich werde weiter kämpfen bis an's Ende, und ich werde das Glück zwingen, sich wieder zu meinem Bundesgenossen zu machen, damit ich der andern Bundesgenossen entbehren kann! Das Glück ist mir wohl seine Zuneigung und Treue schuldig, denn habe ich ihm nicht erst jetzt wieder so große Tribute dargebracht, habe ich es nicht machen müssen wie Polykrates, um das Unglück von mir fern zu halten? Er opferte indessen den Göttern nur einen Ring, ich aber habe dem Glück zwei meiner Freunde geopfert, und unter den Beiden meinen besten Freund, meinen Duroc. Der Sieg von Lützen hat mir Bessières gekostet, dem Siege von Bautzen habe ich Duroc opfern müssen. Es ist ein großes Opfer gewesen, Maret, mein Herz blutet noch davon und wird diese Wunde nie verschmerzen!

Maret antwortete nichts, sondern wandte sein

Haupt zur Seite, und sein Antlitz zeigte einen seltsamen Ausdruck von Unruhe und Befangenheit.

Napoleon gewahrte es und zuckte leicht mit den Achseln. Sie finden, daß ich sentimental werde, Herzog, sagte er rauh, und Sie meinen, daß die lange Kriegsgewohnheit mich unempfindlich gemacht haben sollte gegen dergleichen Zufälle. Sie haben Recht, sprechen wir nicht mehr davon. Lesen wir lieber die andern Briefe, welche der Courier gebracht hat.

Er griff mit düsterer Miene nach den Briefen, und nahm, ohne hinzublicken, den ersten derselben empor. Dann, als er die Adresse betrachtete, erheiterte sich sein Gesicht ein wenig, und einen raschen vorwurfsvollen Blick auf Maret heftend, sagte er: Das Schicksal ist weniger strenge als Sie, Maret. Es will mich daran mahnen, daß mir noch immer treue Freunde bleiben, und daß die Gefährten meiner Jugend doch nicht Alle gestorben sind. Da ist ein Brief von Junot! Das ist auch Einer von meinen Getreuen!

Er öffnete den Brief und las ihn hastig, dann verfinsterte sich sein Angesicht und die Blässe seiner Wangen nahm einen noch fahleren Schein an.

Maret, sagte er mit zorniger Stimme, lesen Sie, sehen Sie, was Junot mir zu schreiben wagt!

Er reichte Maret den Brief dar. Lesen Sie laut, rief er, ich fürchte sonst, meine Augen haben mich getäuscht und ich habe falsch gesehen. Nicht den Anfang, der ist gleichgültig, aber lesen Sie den Schluß, die letzte Seite, ich will es hören!

Und Maret las mit zitternder Stimme: „Ich, der ich Ew. Majestät liebe mit der Anbetung, welche der Wilde für die Sonne hegt, ich, der Ihnen mit Leib und Seele gehört, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, und diese Wahrheit ist: Wir müssen für Sie einen ewigen Krieg führen, aber ich will es nicht mehr! Ich will den Frieden! Ich will endlich mein ermüdetes Haupt, meine schmerzenden Glieder ruhen können in meinem Hause, inmitten meiner Familie, meiner Kinder, ich will ihrer Pflege genießen, ihnen nicht mehr fremd sein. Ich will endlich dessen genießen, was ich erkauft habe mit einem Schatz, der kostbarer ist als alle Schätze Indiens, — mit meinem Blut, mit dem Blut eines Ehrenmannes, eines guten Franzosen, eines wahren Patrioten. Nun denn, ich fordere, ich verlange endlich die Ruhe, die ich mir durch zweiundzwanzig Jahre activen

Dienstes und durch siebenzehn Wunden erkauft habe, denen mein Blut entströmt ist, zuerst für mein Vaterland und dann für Ihren Ruhm. Jetzt ist es genug, mein Vaterland bedarf der Ruhe, und Ihr Ruhm ist glänzend wie die Sonne. Ich wiederhole es also, ich will keinen Krieg mehr, ich will den Frieden, ich spreche es aus im Namen aller Ihrer Marschälle und Generäle, im Namen Ihrer Armee, im Namen von ganz Frankreich: Wir wollen und verlangen den Frieden, geben Sie ihn uns also! Junot, Herzog von Abrantès." *)

Nun? fragte Napoleon, als Maret zu Ende gelesen, nun, was sagen Sie zu dieser Unverschämtheit?

Sire, sagte Maret mit leiser, zitternder Stimme, Ew. Majestät wissen es wohl, daß der Herzog von Abrantès krank und zwar sehr gefährlich krank ist, daß er sehr häufig sogar an Anfällen von Wahnsinn leiden soll.

Es ist freilich die Sprache eines Wahnwitzigen, die aus diesem Briefe spricht, rief Napoleon, aber

---

*) Mémoires de la Duchesse d'Abrantès. Vol. XVI. S. 323.

eines Wahnwitzigen, der bei vollkommener Besinnung ist, und sehr genau weiß, was er sagt. Denn er hat wohl Recht, er wagt es zu sagen, was alle meine Marschälle denken; er wagt es, ihren Gedanken Worte zu geben, weil er sich einbildet, daß meine Freundschaft für ihn ihm das Recht giebt, unverschämt zu sein! Der Thor, ich werde ihm beweisen, daß ich zuerst und vor allen Dingen der Kaiser bin, und daß der Kaiser ohne Ansehen der Person Denjenigen strafen wird, der die Vermessenheit hat, ihm zu trotzen und zu drohen. Oh, es ist mir lieb, daß es gerade Junot ist, der sich zum Sprecher für alle meine Generäle und Marschälle gemacht hat. Ich werde ihn mit unnachsichtlicher Strenge strafen, und das wird die Andern auf immer zum Schweigen bringen. Sie werden nicht wagen, was selbst Junot nicht ungestraft wagen durfte, sie werden gehorchen, wenn mein gerechter Zorn diesen Hochverräther Junot zerschmettert hat. Denn er ist ein Hochverräther, ein —

Oh, Sire, ich beschwöre Sie, sprechen Sie nicht weiter, unterbrach ihn Maret, üben Sie Gnade an Dem, der jetzt schon vor einem höhern Richter steht, um sein Urtheil zu empfangen.

Was wollen Sie damit sagen? fragte Napoleon.

Ich will damit sagen, Sire, erwiederte Maret feierlich, daß ich hierher kam, um Ew. Majestät eine traurige Botschaft zu hinterbringen, und daß Ew. Majestät mir demgemäß vorher Unrecht thaten. Sire, ich war nicht deshalb schweigend und betroffen, als Ew. Majestät um den hingegangenen Freund, den Herzog von Friaul klagten, weil ich solche Klage nicht für angemessen hielt, sondern ich war schweigend, weil es mich mit maßlosem Kummer erfüllte, denken zu müssen, daß ich gekommen, um Ew. Majestät einen ähnlichen Kummer zu bereiten. Sire, ich empfing mit dem Courier einen Brief von Herrn Albert von Comminges, dem Schwager Junot's. Er hat mich dazu ausersehen, Ew. Majestät eine traurige Nachricht zu überbringen. Sire, der Herzog von Abrantès ist todt! Hier ist das Schreiben des Herrn von Comminges an Ew. Majestät.

Der Kaiser sagte kein Wort, nur durch sein Antlitz, das sonst so ehern und unbeweglich schien, ging ein leises Zucken und seine Lippen zitterten. Schweigend nahm er den dargereichten Brief, und ihn mit hastiger Hand erbrechend, begann er zu lesen. Aber auf einmal entsank das Blatt seiner Hand, und

beide Hände gegen seine Stirn drückend, ächzte er laut. Dann beugte er sich rasch nieder, hob die Depesche wieder auf und las sie bis an's Ende.

Junot! rief er dann mit einem tiefen Wehelaut, Junot! Oh, mein Gott!

Er zerdrückte die Depesche in seinen Händen, und mit einem Ausdruck, der aus der Tiefe seines Herzens kam, und einem wahrhaften Schmerz angehörte, wiederholte er: Junot! Oh, mein Gott, auch Junot!

In diesem Moment fiel sein umherirrendes Auge auf Maret, der bleich und voll tiefen Mitleides zu dem Kaiser hinblickte.

Napoleon bebte leise zusammen und drängte die Thränen, die in seine Augen getreten, zurück. Den Blicken eines Beobachters gegenüber wollte er sich nicht als einen Menschen zeigen, der dem Schmerz Herrschaft über sich giebt.

Er lächelte daher, aber mit einem traurigen, unbeschreiblichen Ausdruck, und sagte mit lauter, fester Stimme: Wieder einer meiner Tapfern weniger! Das dritte Opfer, das der Krieg von mir fordert, Maret. Er nimmt gerade Diejenigen, die mir am unentbehrlichsten waren, weil sie der ganzen Armee

ein so leuchtendes Beispiel von Tapferkeit und Treue gaben. Deshalb auch nur beklage ich mich!

Ew. Majestät haben auch doppelt Recht, sich zu beklagen, sagte Maret mit seiner sanften, ruhigen Stimme, Junot liebte Ew. Majestät mit dem Gehorsam eines Dieners, mit der Unterwürfigkeit eines Kindes, mit der Begeisterung eines Schülers, mit der Innigkeit eines Freundes. Er wäre für Sie durch das Feuer gegangen, und er hatte wohl Recht zu sagen, daß er Ew. Majestät liebe mit der Anbetung, welche der Wilde für die Sonne hegt. Ew. Majestät waren seine Sonne!

Ja, er hat mich geliebt, sagte Napoleon leise, das Haupt auf seine Brust senkend und starr vor sich hinblickend. Ja, er hat mich geliebt, und auf seine Treue und Anhänglichkeit konnte ich zählen. Wir hatten zusammen unsere Jugend verlebt, hatten zusammen tausend Gefahren überwunden und den Wechselfällen des Schicksals muthig getrotzt. Sein Stern war mit dem meinen aufgegangen. Wird jetzt nicht mein Stern mit dem seinen erbleichen? Oh, Junot, Junot, wie konntest Du mich jetzt verlassen, da Du doch wußtest, daß ich gerade jetzt Deiner so sehr bedurfte! Junot, das ist zum ersten

Mal, daß Du Dich mir entziehst und die beschworne Treue vergissest. Ich stehe vor einem großen, gefahrvollen Krieg, ich bin umringt von Feinden und meine Freunde verlassen mich und retten sich in das Grab!

Er schwieg, und sein Haupt tiefer noch auf seine Brust neigend, die Stirn in düstere Falten gelegt, starrte er lange vor sich hin.

Eine bange Stille trat ein, die Maret nicht durch eine Bewegung, ein Wort zu unterbrechen wagte.

Endlich nach einer langen Pause hob der Kaiser sein Antlitz wieder empor, das jetzt wieder seinen ehernen, festen Ausdruck angenommen und seine gewohnte Kälte und Gleichgültigkeit wieder errungen hatte.

Maret, sagte er mit vollkommen fester Stimme, Maret, ich habe jetzt Niemand in Illyrien, da Junot, der Gouverneur in Illyrien, gestorben ist! Ich muß einen andern Gouverneur dahin schicken. Aber wen?

Sire, wagte Maret mit leiser schüchterner Stimme zu sagen, Sire, wollen Sie den Vorschlag Oesterreichs nicht in Erwägung ziehen? Es fordert nur Illyrien allein als Preis seiner Bundesgenossenschaft und Freundschaft. Sire, das Schicksal selber scheint

uns ein Zeichen geben zu wollen, daß man diese Forderung gewähren soll, denn das Schicksal ist es, welches den Gouverneur von Illyrien seiner Stelle enthebt.

Das Schicksal! rief Napoleon achselzuckend, das Schicksal! Ihr erkennt seine Fingerzeige nur an, wenn es in Eure Pläne paßt, Ihr leugnet seine Existenz, wenn es Eurem Willen in den Weg treten möchte. Das Schicksal hat den Gouverneur von Illyrien sterben lassen, weil er, wie Sie selbst vorher sagten, an Anfällen von Wahnsinn litt, das Schicksal hat mir dadurch Gelegenheit geben wollen, einen vernünftigen und besonnenen Mann an Junot's Stelle zu setzen, einen Mann, der nicht wagen wird, mir solche unverschämten Dinge zu sagen, wie Sie mir vorher aus Junot's Briefen vorgelesen haben. Nun wohl, ich will dem Wink des Schicksals gehorchen und einen vernünftigen Gouverneur von Illyrien ernennen. Schreiben Sie sofort an Fouché! Er ist in Neapel, schreiben Sie ihm, daß er sich unverzüglich auf den Weg machen und hierher nach Dresden kommen soll. Ihn, den Herzog von Otranto, will ich zum Gouverneur von Illyrien ernennen. Schreiben Sie sofort und lassen Sie

dann sogleich einen Courier mit der Depesche nach Neapel abgehen. Aber halt! Warten Sie! Ich habe noch nicht alle Depeschen des Pariser Couriers gelesen.

Er trat wieder zu dem Tisch, und nahm einen von den dort noch befindlichen Briefen in die Hand.

Ein Schreiben von dem Herzog von Rovigo, sagte er mit verächtlichem Ton, von dem Polizeiminister von Paris! Er wird wieder viel schwatzen, viel böse Geister gesehen haben, und am Ende doch nicht die Hälfte von dem wissen, was er wissen müßte, und was Fouché gewußt haben würde, wenn er noch Polizeiminister wäre. Da! Lesen Sie einmal, Maret, und theilen Sie mir das Wichtigste mit!

Er warf sich in den Lehnstuhl, der vor seinem Schreibtisch stand, und das Federmesser ergreifend, begann er damit an dem hölzernen Seitenarm des Fauteuils zu kritzeln und zu schneiden, während Maret die Depesche entfaltete, und ihren Inhalt mit raschen Blicken prüfte.

Sire, sagte er, diese Depesche enthält eine überraschende Nachricht. Sie meldet von einem neuen Feind, der sich wider Ew. Majestät erheben möchte.

Nun, sagte Napoleon, der eben einen großen Splitter aus dem Stuhl ausbohrte, nun, was für ein neuer Feind ist denn das?

Sire, sagte Maret mit einem Achselzucken, Sire, es ist Ludwig der Achtzehnte.

Napoleon fuhr auf, und sah seinen Minister mit einem Blitz des Zornes an. Was wollen Sie damit sagen? fragte er barsch. Wer ist Ludwig der Achtzehnte? Wo ist das Land, das er regiert?

Sire, ich wollte damit nur den Bruder des unglücklichen Königs Ludwig des Sechszehnten bezeichnen.

Meines Oheims! sagte Napoleon mit einem stolzen Lächeln, indem er wieder sein Messer in die Lehne bohrte, Nun, was giebt's also? Wodurch hat der Graf von Lille die Welt mit der Nachricht von seiner Existenz überrascht?

Sire, durch eine Proclamation, die er an die Franzosen gerichtet hat, und in welcher er sie beschwört, zu ihm, ihrem rechtmäßigen Herrn und König, zurückzukehren, indem er ihnen zugleich viele Versprechungen macht, welche übrigens nichts enthalten, was die Franzosen nicht schon durch die Gnade Eurer Majestät besitzen.

Napoleon zuckte die Achseln. Savary hat also endlich ein Exemplar der englischen Zeitungen zu Gesicht bekommen, in denen diese Proclamation abgedruckt war, sagte er. Ich habe sie schon vor einigen Wochen gelesen.

Nein, Sire, es scheint, daß es sich jetzt nicht mehr um die englischen Zeitungen handle, sondern daß diese Proclamation jetzt auf einmal in ganz Frankreich verbreitet wird. Geheime Agenten des Grafen von Lille sind in Frankreich thätig, wie der Herzog von Rovigo berichtet. Diese verbreiten täglich gedruckte Copieen der Proclamation zu Tausenden unter das Volk. Sie werden des Nachts auf allen Straßen ausgesäet, sie werden heimlich durch die Spalten der Thüren in die Häuser und Zimmer hineingeschoben, so daß die Polizeiagenten sie nicht fortnehmen können. Diese Copieen scheinen mir auf Handdruckereien gedruckt zu werden, denn ihre Zeilen sind oft schief und unregelmäßig und verrathen eine ungeübte Hand, aber Diejenigen, welche sie empfangen, suchen sie doch zu entziffern, und erst, wenn sie sie gelesen, liefern sie dieselben an die Polizei ab*).

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. VI. S. 351.

Napoleon sagte nichts, er schnitzte immer noch mit seinem Federmesser an der Lehne seines Stuhls, und schaute nicht ein einziges Mal zu seinem Minister empor, der in ehrerbietigem Schweigen ihm gegenüberstand.

Ich glaubte diese Schlange der Legitimität unter meinem Fuß zertreten zu haben, murmelte Napoleon endlich leise vor sich hin, aber diese Schlange lebt noch immer, und sie will sich wieder zischend gegen mich erheben. Ah bah, ich verachte sie, und bei Gott, ich habe wohl Grund dazu. Ich allein bin jetzt der legitime Herrscher von Frankreich, die funfzig Schlachten, in denen ich für Frankreich gekämpft und gesiegt, das sind meine Ahnen, der Wille des französischen Volkes hat mich zum Kaiser gemacht, und die Stimme aller souverainen Fürsten Europa's hat mich als solchen anerkannt. Die Tochter eines Kaisers ist meine Gemahlin, und der König von Rom, der künftige Kaiser von Frankreich, wird mehr als jeder Andere ein legitimer Herrscher sein, denn die Schlachten seines Vaters und die Ahnen der Habsburger bilden seinen Stammbaum. Möge also der Graf von Lille immerhin seine Proclamationen in Frankreich ausstreuen, ich werde indeß für Frank-

reich Schlachten gewinnen, und mit meinen Siegesbulletins werde ich seine Legitimitäts-Proclamationen aus dem Felde schlagen! Ich —

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und das schwarze Gesicht Roustan's schaute herein.

Sire, der Herzog von Vicenza bittet um Gehör, sagte er anmeldend.

Caulaincourt! rief Napoleon erstaunt, indem er aufstand und das Federmesser an die Erde warf. Caulaincourt! Er soll eintreten!

VIII.

Die Verräther.

Roustan trat zurück und die edle und stattliche Gestalt des Herzogs von Vicenza erschien auf der Schwelle.

Der Kaiser ging ihm hastig einige Schritte entgegen, und sah ihn mit einem scharfen durchdringenden Blick an.

Caulaincourt, rief er, woher kommen Sie, und was wollen Sie hier?

Sire, sagte der Herzog, ernst und feierlich, Sire, ich komme von Prag, wohin der Befehl Eurer Majestät mich gesandt hatte, um dort dem Congreß beizuwohnen, und die Unterhandlungen bei demselben im Namen Eurer Majestät zu leiten.

Diese Unterhandlungen sind also abgebrochen, da Sie hieher kommen, ohne von mir zurückgerufen zu sein.

Nein, Sire, sie sind nicht abgebrochen, aber ich habe Eurer Majestät einige wichtige Nachrichten zu überbringen, und da ich denke, daß man am besten bedient ist, wenn man sich selbst bedient, so habe ich mich zu dem Courier meiner eigenen Depeschen gemacht, damit ich gewiß sein konnte, daß sie zu rechter Zeit bis zu Eurer Majestät gelangten. Ich bin mit Courierpferden hierher gereist, und werde ebenso nach Prag zurückkehren.

Nun denn, Ihre Depeschen, sagen Sie mir dieselben mündlich und rasch!

Sire, ich benachrichtige Ew. Majestät, daß der Graf von Metternich auf dem Wege hierher ist, um Ew. Majestät die letzten Vorschläge Oesterreichs zu überbringen.

Ein Blitz des Zorns leuchtete in des Kaisers Augen auf.

Der will es wagen, mir zu begegnen, rief er drohend, er fürchtet also nicht, daß ich ihn zerschmettere, indem ich ihm seine Zweideutigkeit, seine Perfidie, seine Verrätherei in's Antlitz schleudere. Denn ich weiß es, Oesterreich spielt ein doppeltes Spiel, es unterhandelt mit mir und meinen Feinden zu gleicher Zeit!

Aber noch liegt es in den Händen Eurer Majestät, Oesterreich an Frankreich zu fesseln, und sich einen Bundesgenossen an demselben zu erhalten, rief der Herzog von Vicenza lebhaft. Deshalb, um Ew. Majestät zu beschwören, nicht in der ersten edlen Aufwallung ihres Zorns die Anträge Oesterreichs, wie viel Verletzendes sie auch dem ersten Anschein nach haben mögen, ganz und gar zurückzuweisen, deshalb bin ich hieher geeilt. Ich habe zu gleicher Zeit mit dem Grafen Metternich Wien verlassen, aber es ist mir gelungen einen kleinen Vorsprung vor ihm zu gewinnen, er wird erst in einer Stunde hier sein, und ich habe also Zeit genug, um Ew. Majestät einige wichtige Nachrichten, die ich gestern in Prag erfahren, mitzutheilen, und die ernst genug sind, um vielleicht auf die Entschlüsse Eurer Majestät einwirken zu können.

Sprechen Sie! befahl der Kaiser, indem er sich wieder auf den Lehnstuhl fallen ließ, und in Ermangelung des Federmessers, jetzt eine Scheere von seinem Schreibtisch nahm, um damit in der Stuhllehne zu bohren. Sprechen Sie!

Zuerst denn habe ich Ew. Majestät zu melden, daß der Kaiser von Oesterreich sich von Wien nach

Schloß Gitschin in Böhmen begeben, und daß dort am zwanzigsten Juni eine Zusammenkunft des Kaisers Franz mit den verbündeten Monarchen statt gefunden hat.

Ach, also der erste Schritt zur offenen Feindschaft ist gethan, rief Napoleon, indem er seine Scheere tief in die Stuhllehne einbohrte.

Diese Zusammenkunft hat indeß zu keinem Resultat geführt, fuhr Caulaincourt fort. Der Kaiser Franz hat vielmehr entschieden erklärt, er sei jetzt noch immer nur der Vermittler zwischen Frankreich und den Verbündeten, und er werde erst dann das Bündniß mit Frankreich als aufgehoben betrachten, wenn Ew. Majestät die letzten Vorschläge, welche der Kaiser durch Metternich übersenden werde, nicht annehmen wolle.

Das ist die zweideutige und hinterlistige Sprache, welche die österreichische Diplomatie von jeher geführt hat, rief der Kaiser achselzuckend. Sie wollen es mit Niemand verderben, und sich dadurch befähigen, stets der Freund Dessen zu sein, der der Sieger ist. Mein Schwiegervater hat die Lection, die ihm Metternich gegeben, gut auswendig gelernt

und hergesagt, wie es scheint. Weiter, Caulaincourt, weiter.

Ferner habe ich Eurer Majestät zu melden, daß es indessen gestern zu einem ganz bestimmten Vertrage zwischen Oesterreich und den Verbündeten gekommen ist. Dieser Vertrag ist zu Reichenbach abgeschlossen worden. Oesterreich hat sich in diesem Vertrage feierlich verpflichtet, Frankreich den Krieg zu erklären, wenn Frankreich seine Friedensbedingungen, die letzten, welche es ihm senden wird, nicht annehmen wolle. Außerdem haben Preußen und Rußland einen Vertrag mit England abgeschlossen, das sich verpflichtet hat, beide Mächte mit Geld und Kriegsmaterial zu unterstützen und das dafür das Versprechen erhalten, daß Hannover, Englands Besitzung in Deutschland, nach beendigtem Kriege bedeutend vergrößert, und ihm neue Gebietstheile zugelegt werden sollen.

Und die Kurzsichtigen sind so thöricht gewesen, England dies zu bewilligen, rief Napoleon mit einem verächtlichen Lächeln. In ihrem blinden Haß gegen mich wollen sie ihrem gefährlichsten Feind noch mehr Terrain in Deutschland gewähren, damit er das große Netz seines Egoismus immer weiter aus-

spanne, und ganz Deutschland in demselben einfange, ganz Deutschland überschwemme mit seiner Industrie, seinen Producten und Fabriken, und Deutschlands Handel und Verkehr in die Hände Englands hinein zwinge. Ah, diese Herren werden schon inne werden, welch einen Fehler sie begangen, sich mit den englischen Krämerseelen einzulassen! Denn wenn England Geld giebt, statt es zu fordern, so muß es sehr viele materielle Vortheile in Aussicht haben, und diese kann es nur erhalten auf Kosten der deutschen Souveraine, denen es jetzt Subsidien gewähren will. Sind Sie zu Ende mit Ihren Nachrichten, Caulaincourt?

Nein, Sire, ich habe noch Einiges zu melden, sagte der Herzog von Vicenza mit trauriger Stimme.

Der Kaiser warf auf ihn einen raschen durchdringenden Blick, der in dem Innersten seiner Seele zu forschen schien.

Sprechen Sie, sagte er rasch.

Ew. Majestät wissen, daß der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, mit einem Heer am zwanzigsten Mai in Stralsund gelandet ist?

Ja, ich weiß das, sagte Napoleon achselzuckend. Mein früherer Marschall, der sich in meinem Dienst

einen Namen, und ein wenig Ruhm erworben, dem ich erlaubt habe, die ihm angetragene Würde eines Kronprinzen von Schweden anzunehmen, ein Franzose, hat den traurigen Muth gehabt, die Waffen gegen sein Vaterland richten, und mit den Feinden Frankreichs sich verbünden zu wollen. Aber es scheint doch, als wenn ihm jetzt der Muth zu der That fehle. Er ist seit einem Monat in Deutschland gelandet, und liegt mit seinem Heer in Mecklenburg in müßigen Cantonirungen. Er hat Hamburg fallen lassen, hat nichts gethan zur Rettung der Mark, und scheint bereit zu sein, sich lieber wieder nach Schweden einzuschiffen. Dem Verbrechen eines Vaterlandsverrathes Aug' in Auge schauend, hat er den Gedanken desselben nicht ertragen können, und will vor ihm bis zu den Stufen seines schwedischen Throns sich zurückziehen.

Nein, Sire, sagte Caulaincourt ernst, der Kronprinz von Schweden ist jetzt fest entschlossen und er schwankt jetzt nicht mehr. Der Kaiser Alexander hat einen Abgesandten zu Bernadotte geschickt, und ihn um eine Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland ersucht, um mit ihm einen gemeinschaftlichen Schlachtplan zu verabreden.

Bernadotte hat diesen Vorschlag, Dank der Ueberredungskunst des russischen Abgesandten, beifällig angenommen, und die Zusammenkunft soll am neunten Juli zu Trachenberg in Schlesien stattfinden. Der Kronprinz ist schon mit einem wahrhaft königlichen Gefolge auf dem Wege dahin, und es ist ihm feierlich zugesichert, daß er von den Souverainen mit allen seinem Range gebührenden Ehren als souverainer und legitimer Fürst in Trachenberg aufgenommen werden soll. Der Abgesandte des Kaisers von Rußland wird Bernadotte auf dieser Reise begleiten, um das Gemüth des Kronprinzen immer mehr zu festigen und den Verbündeten zu gewinnen.

Wer ist dieser Abgesandte, den Alexander an Bernadotte geschickt hat? fragte Napoleon, ohne aufzublicken.

Sire, es ist der Graf Pozzo di Borgo!

Ah, mein corsischer Landsmann, und einst mein glühender Freund, rief Napoleon. Er hat es mir niemals verziehen, daß ich ihm, dem begeisterten Republikaner, nicht geholfen habe, König von Corsika zu werden, sondern Frankreich im Besitz meines Heimathslandes gelassen habe. Da er nicht König werden konnte, ist Herr Pozzo di Borgo in den

Dienst des russischen Czaren getreten, um gegen mich, seinen Landsmann, mit den Waffen seiner Zunge zu kämpfen, wie mein anderer Landsmann es thun will mit den Waffen der Schweden. Nun, ich meine, es kann den Verbündeten wenig Glück bringen, wenn sie sich mit Vaterlandsverräthern und Apostaten verbünden, und von diesen Beistand gegen mich erwarten müssen. Ich gewinne durch diesen Kampf gegen die Vaterlandsverräther an moralischem Gewicht mehr, als meine Feinde an materiellem Gewicht. Bernadotte's Verrath ist mein Bundesgenosse.

Sire, es hat sich dem Verräther noch ein Anderer zugesellt, ein Franzose, der gegen Frankreich, gegen seinen Kaiser, und seinen einstigen Waffengefährten und Kriegsgenossen kämpfen will!

Noch ein Anderer, ein Dritter also? Und wer ist das?

Sire, es ist der General Moreau!

Wie, Moreau ist von Amerika zurückgekehrt? fragte Napoleon lebhaft aufblickend.

Ja, Sire, er ist zurückgekehrt, er hat die Ufer des Delavare verlassen, um als Feldherr des Kaisers von Rußland gegen sein Vaterland zu kämpfen.

Der Kaiser blickte gedankenvoll vor sich hin, dann auf einmal hob er den Blick empor, und ein wunderbarer, strahlender Ausdruck, ein glänzendes Lächeln verklärte sein edles Angesicht.

Meine Feinde sagen, daß ich ein Herz von Eisen in meiner Brust trage, sagte er mit sanfter, milder Stimme, sie beschuldigen mich, daß ich keine menschlichen Regungen, kein Mitleid, keine Freundschaft und keine Liebe kenne. Nun wohl, ich konnte Moreau und Bernadotte tödten lassen, sie waren Beide in meiner Gewalt, und sie hatten Beide den Tod verdient. Moreau hatte sich in eine Verschwörung gegen mich, gegen das Staatsoberhaupt Frankreichs, gegen die bestehenden Gesetze eingelassen, eine Verschwörung, bei welcher es sich darum handelte, mich zu ermorden und aus dem Wege zu schaffen. Ich hätte also wohl ein Recht gehabt, ihn die Strenge meiner Gesetze und meiner Gerechtigkeit fühlen, und ihn seinen Mordplan mit dem Tode büßen zu lassen. Bernadotte hat in zwei Schlachten meinen Befehlen nicht Folge geleistet; ich wäre berechtigt gewesen, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, und dies würde ihn ganz gewiß zum Tode verurtheilt haben. Ich erlaubte Moreau, nach Amerika aus=

zuwandern, und dort ungestört seinen republikanischen Gelüsten nachzuhängen, ich erlaubte Bernadotte, nach Schweden zu gehen und dort seinen eitlen Hoheitsgelüsten Genüge zu thun. Ich schenkte Beiden das Leben, weil ich sie liebte, weil mein Herz nicht von Eisen ist. Sie lohnen mir jetzt meine Liebe dadurch, daß sie mit meinen Feinden gegen mich sich verbünden. Das ist ganz in der Ordnung, denn ich habe sie Beide zu Dank verpflichtet, und nichts ist schwerer zu verzeihen, als empfangene Wohlthaten!

Sire, da ich einmal von Verräthern spreche, muß ich noch einen andern Verräther nennen. Der General Jomini, Adjutant des Marschalls Ney, hat seinen Posten verlassen, und ist in das Lager der Verbündeten gegangen, um den Souverainen seine Dienste anzubieten. Er ist in den Generalstab des Kaisers Alexander aufgenommen.

Nun, rief Napoleon mit dem Anschein vollkommener Heiterkeit, nun wird die Welt und die Nachwelt es mir schon verzeihen müssen, wenn ich in diesem Feldzug eingie Schlachten verliere, denn Diejenigen, welche gegen mich kämpfen, werden von Generälen commandirt, die unter mir den Krieg

gelernt haben, und meine Schüler sind. Ich muß sie daher schon einige Schlachten gewinnen lassen, um zu beweisen, daß ich ein guter Lehrmeister bin. Uebrigens ist Jomini nicht so schuldig, wie die andern Beiden. Er ist Schweizer von Geburt, und sein Verrath ist daher nur gegen mich, nicht aber zugleich gegen sein Vaterland gerichtet.

Es scheint, daß auch Jomini dies als seine Entschuldigung anführt, sagte Caulaincourt, denn, wie man mir erzählte, ist er dem General Moreau mit auffallender Kälte entgegengetreten, und als dieser ihm die Hand zum Gruß darreichte, hat er sie nicht angenommen, sondern ihn kalt begrüßend, hat er sich zurückgezogen. Dem Kaiser Alexander, der ihn hierüber zur Rede stellte, hat er geantwortet: Er würde den General Moreau überall gern willkommen geheißen haben, nur nicht in dem Lager der Feinde von Moreau's eigenem Vaterlande. Denn wenn er, Jomini, ein geborener Franzose wäre, so würde er sich ganz gewiß nicht zu dieser Stunde in dem Lager des Kaisers von Rußland befinden.

Ach, rief der Kaiser, ich bin überzeugt, daß der elende Jomini sich einbildet, daß er da sehr edel und würdig sich benommen hat! Ein Ver=

räther, der eines andern Verräthers sich schämt, und vor ihm erröthet! Welch ein entsetzliches Schauspiel! Ach, Caulaincourt, die Verräthereien werden mich doch noch zuletzt unglücklich machen! *) Denn will nicht auch Oesterreich an mir zum Verräther werden? Hat es nicht mit mir ein festes Bündniß geschlossen, und will es nicht jetzt dasselbe brechen, blos weil es vermeint, auf Seiten meiner Feinde mehr Vortheile für sich zu ersehen? Oesterreich schwankt herüber und hinüber, und Metternich vermeint dadurch das Gleichgewicht zu erhalten, wenn er bald in diese, bald in jene Schale österreichische Versprechungen als Gewicht hineinlegt. Aber das Kabinet von Wien betrügt sich. Herr von Metternich will seine Intriguen für Politik ausgeben. Der ganze Plan Oesterreich's ist doch nur die Begierde, das wieder zu erhalten, was es verloren hat. **)

In diesem Moment hörte man von außen das

*) Napoleon's eigene Worte. Constant: Mémoires. Vol. V. S. 245.

**) Napoleon's eigene Worte. Fain: Manuscrit de 1813. Vol. I.

rasche Heranrollen eines Wagens, der dicht unter den Fenstern des Kabinets anhielt.

Maret, welcher sich während des Gesprächs zwischen Napoleon und Caulaincourt in die Fensternische zurückgezogen hatte, wandte sich um und schaute hinunter auf die Straße.

Sire, sagte er dann rasch, Sire, so eben ist der Graf Metternich angelangt, und schon in das Schloß eingetreten.

Ah, er kommt also wirklich, rief Napoleon mit einem Ausdruck höhnischer Freude, er will also, daß ich ihn entlarve, und ihm die Maske von seinem gleißnerischen, lächelnden Antlitz reiße! Gut, ich werde ihm den Willen thun, und ich wenigstens werde nicht heucheln, nicht meine wahren Gesinnungen überschleiern! Oesterreich soll wissen, was ich von ihm denke!

Die Thür öffnete sich, und Roustan trat wieder herein.

Sire, meldete er, Se. Excellenz der Graf von Metternich, bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, bittet Ew. Majestät um eine Audienz.

Napoleon wandte sein Haupt langsam den Her-

zögen von Vicenza und Bassano zu. Gehen Sie da hinein, meine Herren, sagte er, in das Kabinet meines Geheimsecretairs Fain. Lassen Sie die Thür angelehnt, ich wünsche, daß Sie Alles hören können, was hier gesprochen wird. Fain mag, wenn er will, sich einige Notizen über die Unterredung machen, damit er später davon Zeugniß ablegen kann. Gehen Sie!

Die beiden Herrn verneigten sich schweigend, und zogen sich zurück.

Der Kaiser blickte ihnen nach, bis sie durch die Thür des Kabinets verschwunden waren, dann wandte er sich zu Roustan hin.

Laß eintreten! sagte er mit einem raschen Wink des Hauptes.

Einige Minuten später erschien auf der Schwelle des kaiserlichen Kabinets die schlanke Gestalt und das schöne, rosige, lächelnde Gesicht des Grafen Clemens von Metternich.

IX.

Napoleon und Metternich.

Der Kaiser ging dem österreichischen Minister rasch einige Schritte entgegen, und blieb dann, gleichsam sich selber bezwingend, in der Mitte des Gemachs stehen. Metternich näherte sich ihm, und bis zu ihm heranschreitend, den Hut in der Hand haltend, machte er dem Kaiser eine feierliche ceremonielle Verbeugung, dann hob er sein Haupt rasch wieder empor, und sein schönes Antlitz, von dem auch nicht einen Moment das ruhige, sanfte Lächeln wich, dem Kaiser zuwendend, erwartete er in respectvollem Schweigen dessen Anrede.

Napoleon schaute ihn an mit einem glühenden Blitz des Hasses. Seine Augen richteten sich auf dies schöne, lächelnde Antlitz seines Feindes wie zwei glänzende Dolchspitzen, die das Innerste seiner Seele bedrohten. Aber Metternich schien weder diese

Drohung zu gewahren, noch auch das Anblitzen dieser Augen zu empfinden. Er heftete seine großen, blauen Augen mit vollkommener Ruhe auf das eherne Antlitz des Kaisers und schien ganz gelassen den Beginn der Unterredung zu erwarten.

Der Kaiser fühlte, daß es an ihm sei, dies Schweigen zu brechen, und diesen Kampf der Augen in einen Kampf der Zungen zu verwandeln.

Nun, Metternich, rief er mit harter, rauher Stimme, Sie sind also hier! Seien Sie willkommen! Aber sagen Sie rasch und ohne Umschweife, — was wollen Sie?

Sire, Oesterreich wünscht durch mich einen möglichen Frieden der Verbündeten mit Ew. Majestät zu vermitteln.

Ach, Sie wollen also den Frieden? rief Napoleon spöttisch. Aber warum kommen Sie alsdann so spät mit dieser Forderung? Wir haben schon einen Monat verloren, und Ihre Vermittelung wird beinahe schon allein dadurch feindselig, daß sie mit Gewalt unthätig ist. Es scheint, Sie finden es nicht mehr passend, die Integrität des französischen Reichs zu garantiren? Nun gut! Aber warum haben Sie dies nicht früher erklärt? Warum ließen

Sie mir dies nicht ganz aufrichtig sagen bei meiner Rückkehr aus Rußland? Vielleicht hätte ich dann noch Zeit gehabt, meine Pläne zu modificiren, vielleicht hätte ich sogar keinen neuen Feldzug mehr begonnen!

Ew. Majestät wolle indeß gütigst bemerken, daß zunächst von Oesterreich und den Wünschen Oesterreich's gar noch nicht die Rede ist, sagte Metternich ruhig, sondern daß Oesterreich nur den Frieden zwischen Ew. Majestät und den Souverainen von Rußland und Preußen zu vermitteln trachtet.

Ach, das nennen Sie vermitteln, rief Napoleon mit einem höhnischen Lachen. Sie lassen mich neuerdings die größten Anstrengungen machen, und rechneten ohne Zweifel auf keine so schnellen Ereignisse. Der Sieg hat indeß meine Anstrengungen gekrönt. Ich gewinne zwei Schlachten! Meine geschwächten Feinde stehen auf dem Punkt, von ihren Siegestäuschungen zurück zu kommen; auf einmal schlüpfen Sie zwischen uns hinein. Sie sprechen mir von Waffenstillstand und von Vermittlung und ihnen sprechen Sie von Allianz und Alles geht in Verwickelung über. Ohne Ihre unselige Vermittelung würde jetzt der Friede zwischen Mir und den Ver-

bündeten geschlossen sein! Seit Oesterreich den Titel eines Vermittlers angenommen, ist es nicht mehr auf meiner Seite, ist es nicht mehr unpartheiisch, ist es feindlich! Sie waren im Begriff, sich zu erklären, als Sie plötzlich wegen des Sieges von Lützen doch einiges Bedenken trugen. Da Sie mich wieder so furchtbar sahen, so fühlten Sie das Bedürfniß, Ihre Macht zu vermehren, und wollten Zeit gewinnen. Sie haben Ihre Zeit benutzt, und jetzt stehen Ihnen zweimalhunderttausend Mann bereit. Schwarzenberg befehligt sie; er vereinigt sie in diesem Augenblick hier in der Nähe, hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge. Und nun, wo Sie glauben, mir befehlen zu können, nun suchen Sie mich auf!

Sire, befehlen! rief Metternich mit dem Ton des Entsetzens, aber mit einem seltsamen Lächeln.

Ja, befehlen, wiederholte Napoleon mit lauterer Stimme. Aber warum wollen Sie denn nur mir allein befehlen? Bin ich nicht mehr Derselbe heute, den Sie noch gestern vertheidigten? Wenn Sie ein ehrlicher Vermittler sind, warum halten Sie dann nicht wenigstens gleiche Waage? Sagen Sie mir nichts, denn ich habe Sie errathen! Ihr Kabinet

will Vortheil aus meiner Verlegenheit ziehen, und diese so viel als möglich vermehren, um das, was es verloren hat, möglichst ganz wieder zu gewinnen! Die große Frage liegt für Sie nur darin, zu wissen, ob Sie das Lösegeld von mir, ohne sich zu schlagen, erhalten können, oder ob Sie sich entschieden in die Reihen meiner Feinde stellen müssen? Sie wissen nur selbst noch nicht, welche von beiden Parteien Ihnen am meisten Vortheil bieten würde, und vielleicht kommen Sie blos hieher, um darüber besser in's Klare kommen zu können. Nun gut! Wir wollen sehen! Wir wollen unterhandeln! Wie viel verlangen Sie denn?

Sire, sagte Metternich immer noch mit seiner freundseligen, lächelnden Ruhe, die auch unter dem Sturm der Vorwürfe Napoleons nicht einen Moment sich vergessen hatte, Sire, Oesterreich kennt in dieser Sache keine Motive des Eigennutzes. Der einzige Vortheil, nach welchem der Kaiser Franz strebt, ist blos dieser: den Kabinetten Europa's jenen Geist der Mäßigung und Achtung für die Rechte unabhängiger Staaten einzuflößen, von dem er selbst beseelt ist. Oesterreich will nicht erobern, es will nur erhalten!

Sprechen Sie deutlicher, rief Napoleon ungeduldig, aber vergessen Sie nicht, daß ich Soldat bin.

Ew. Majestät haben Europa durch mehr als fünfzig Schlachten wohl gelehrt, dies nie zu vergessen, sagte Metternich mit einer anmuthigen Neigung des Hauptes. Oesterreich will Ew. Majestät weder als Soldat, noch als Kaiser verletzen. Es trachtet nur nach einer Ordnung der Dinge, die, vermöge einer weisen Vertheilung der Macht, die Bürgschaft dauernden Friedens unter die Aegide unabhängiger Staaten setze.

Worte, Worte! rief Napoleon ungeduldig, Worte, die keinen andern Sinn haben, als ausweichen, verhüllen, bemänteln zu wollen! Ich aber will gerad auf das Ziel losgehen. Mit Einem Wort: ich verlange von Oesterreich nur, daß es neutral bleibe, und ich bin bereit, ihm dafür einige Opfer zu bringen. Meine Armee reicht vollkommen hin, die Russen und die Preußen zur Vernunft zurückzuführen! Alles, was ich verlange, ist daher Ihre Neutralität!

Aber Sire, rief Metternich mit einem Ausdruck schmerzlichen Erstaunens, warum wollen Ew. Majestät in diesem Kampf allein stehen? Warum wollen

Sie Ihre Macht nicht verdoppeln? Sie können dies, Sire! Denn es hängt nur von Ihnen ab, über unsere ganze Macht zu verfügen. Ja, die Verhältnisse stehen jetzt auf solchem Punkt, daß wir nicht mehr neutral bleiben können; wir müssen entweder für oder gegen Frankreich sein!

Der Kaiser heftete auf ihn einen jener flammenden, durchbohrenden Blicke, welche der Adler auf die Wolken richtet, denen er entgegenfliegt, um hinter ihnen die Sonne zu suchen.

Und was wäre Ihnen willkommener, fragte er, das Für oder das Gegen?

Ach, Sire, Kaiser Franz wünscht natürlich nichts sehnlicher, als daß die Verhältnisse ihm es möglich machen, für Frankreich zu gehen, dessen Kaiser sein Schwiegersohn ist!

Aber der Kaiser, mein Schwiegervater, macht Bedingungen! Nennen Sie mir doch endlich diese Bedingungen! rief Napoleon, indem er mit großen, raschen Schritten in dem Zimmer auf- und abging.

Metternich trat an seine Seite, und ging gleich ihm auf und ab, immer freundlich, immer lächelnd, immer den Hut ehrfurchtsvoll in seiner Hand haltend.

Nennen Sie Ihre Bedingungen, wiederholte Napoleon.

Sire, sie sind einfach, sagte Metternich mit einschmeichelndem Ton. Es sind in dem letzten Jahrzehent die Verhältnisse Europa's auf eine etwas gewaltsame Weise zerstört worden. Oesterreich wünscht nichts weiter, als das Gleichgewicht Europa's wieder hergestellt, und alle Staaten wieder dieselbe Stelle einnehmen zu sehen, die sie vor diesen gewaltsamen Erschütterungen eingenommen haben. Wenn Ew. Majestät zur Herstellung dieses Gleichgewichts das Ihrige beitragen wollen, so bietet Oesterreich dafür Frankreich seine dauernde Bundesgenossenschaft, und, im Fall die andern Mächte Frankreich feindlich entgegentreten sollten, seine bewaffnete Hülfe an. Oesterreich will keine Eroberungen machen, keine Provinzen, keine Titel gewinnen, es ist von dem Geist der höchsten Mäßigung beseelt. Es verlangt nur Ordnung, Gerechtigkeit und Gleichstellung für Alle! Es verlangt also auch nur die Wiederherstellung derjenigen Staaten, die seit Jahrhunderten in dem allgemeinen europäischen Staatenbund anerkannt sind, Wiederaufrichtung derjenigen Throne, die seit Jahrhunderten bestanden, und deren

Herrscher ein legitimes Recht auf ihre Länder und Völker haben. Und Ew. Majestät werden nicht läugnen können, daß die Bourbonen wohl ein begründetes Anrecht auf Spanien haben, und daß die Spanier jetzt in heldenmüthigen Kämpfen mit ihrem vergossenen Blut sich wohl das Recht erkämpft haben, ihre legitimen Herrscher auf den Thron Spaniens zurückkehren zu sehen. Ew. Majestät werden ferner zugestehen müssen, daß kein christlicher Regent, so mächtig er auch immer sei, das Recht hat, den heiligen Stuhl des St. Peter umzuwerfen, und den Statthalter Gottes von seiner ihm von der ganzen Christenheit seit Jahrhunderten zuerkannten Residenz Rom fern zu halten. Ew. Majestät werden auch gestehen müssen, daß die Lombardei, ebenso wie Illyrien, seit langer Zeit im Besitz Oesterreich's befindliche Provinzen sind, und daß die Schweiz von allen Mächten Europa's als eine Conföderation von Republiken anerkannt und respectirt worden ist. Wenn Ew. Majestät dies Alles anerkennen, und den Stand der Dinge seinen alten Rechten gemäß wieder herstellen wollen, so bleibt nur noch übrig, die drei Mächte, welche sich jetzt schon gegen Ew. Majestät verbündet haben, zu entschädigen. Was Preußen anbelangt, so würde

ein Theil von Sachsen sich wohl am Besten zur Entschädigung eignen, Rußland würde wohl zufrieden sein, wenn nach der Auflösung des Herzogthums Warschau ihm Polen wieder zufiele, und England verlangt nur den Besitz einiger festen Punkte und sicherer Hafenplätze an den holländischen Küsten!

Der Kaiser stieß einen Schrei des Zornes aus, und stehen bleibend, schaute er Metternich mit Blicken an, die von dem Blitze das Feuer, von dem Dolch die Schärfe geborgt hatten.

Sind Sie zu Ende mit Ihren Vorschlägen, Herr? fragte er mit drohendem Ton.

Metternich verbeugte sich lächelnd. Ja, Sire, ich bin zu Ende.

Nun denn, rief der Kaiser, ganz dicht an Metternich herantretend, nun denn, mein Herr, auf dieses Alles antworte ich Ihnen nur mit der Frage: wie viel Geld hat Ihnen England dafür gegeben, gegen mich jetzt diese Rolle zu spielen?

Bei dieser, mit blitzenden Augen, mit drohender Stimme ausgesprochenen Frage erbleichte Metternich, das Lächeln verschwand von seinen Lippen, die klare Stirn verdüsterte sich und legte sich in finstere Falten, und diese sonst so freundlichen Augen be-

waffneten sich mit einem flammenden Blick, und gestatteten den Gedanken, die sonst in dem tiefsten Innern des Diplomaten sich verbargen, einen Moment hervorzutreten, und ihren Haß und Zorn auf dem entstellten, bleichen Antlitz Metternich's zu verrathen.

Ach, rief Napoleon mit triumphirendem Ton, ach, ich habe Ihnen also endlich die Maske von Ihrem lächelnden Antlitz gerissen, und ich sehe, daß unter Ihren gefälligen Mienen wie unter Rosen sich eine Schlange verbirgt. Diese Schlange will stechen, mich stechen, aber ich werde mich vor ihr zu hüten wissen, ich werde Oesterreich niemals das Recht zugestehen, mich zu beleidigen, mir zu befehlen, mich zu demüthigen. Ich werde Oesterreich zwingen, wie ich das schon oft gethan habe, vor mir sich in den Staub zu werfen, und zu meinen Füßen um Gnade und Nachsicht zu bitten. Zu meinen Füßen, hören Sie wohl, was ich Ihnen sage, ich werde Oesterreich demüthigen, und in den Staub treten!

Indem der Kaiser so sprach, hob er mächtig den Arm mit der geballten Faust empor, und schleuderte ihn dann niederwärts. Bei dieser heftigen Bewegung traf sein fallender Arm den Hut Metternich's, welchen

dieser noch immer in der Hand gehalten, und schleuderte ihn so heftig zu Boden, daß er mit dumpfem Geräusch einige Schritte weit fortrollte.

Der Kaiser verstummte und warf einen raschen Blick auf Metternich, als wolle er ihn auffordern, seinen Hut wieder emporzuheben.

Aber Metternich rührte sich nicht, er machte nicht die kleinste Bewegung nach seinem Hut hin. Seine Gedanken, sein Haß und Zorn waren schon wieder in seine Brust zurückgekrochen, seine Stirn war wieder klar, seine Augen wieder hell, sein Mund lächelte wieder. Mit diesen hellen, klaren Augen, diesem lächelnden Munde, blickte er zuerst nach seinem Hut hin, und dann auf den Kaiser, der seinen Blicken gefolgt war, und jetzt seinem Anschauen mit einem trotzigen, herausfordernden Blick begegenete. Doch schien dieser kleine Zwischenfall den Zorn Napoleons zerstreut, oder mindestens die ersten Sturmfluthen der aufbrausenden See gesänftigt zu haben. Als er jetzt sprach, war sein Ton milder, und sein Blick, dessen Feuer weniger vernichtend war, fuhr zuweilen gleichsam unwillkürlich nach dem Hut hin, der da wenige Schritte seitwärts am Boden lag.

Mit raschen Schritten begann der Kaiser jetzt

wieder auf- und abzugehen. Metternich folgte ihm, nur mit etwas gemäßigteren Schritten, und nöthigte dadurch den Kaiser, seinerseits auch ein wenig langsam zu gehen.

Jetzt also, sagte der Kaiser dann mit einer Stimme, die nur noch wie ein fernes Ungewitter grollte, jetzt also weiß ich, was Sie wollen! Nichts weiter als Illyrien, die Lombardei, die Rückkehr des Papstes nach Rom, Polen, die Räumung Spaniens, Holland und die Schweiz! Das also nennen Sie den Geist der Mäßigung, der Sie beseelt? Sie denken nur daran, aus allen Wechselfällen Nutzen zu ziehen. Sie sind nur beschäftigt, Ihr Bündniß von einem Lager in das andere zu übertragen, um immer da zu sein, wo es Etwas zu theilen giebt, und Sie wollen mir von Ihrer Achtung gegen die Rechte unabhängiger Staaten sprechen? Im Ganzen also wollen Sie für Oesterreich Italien und Illyrien, Rußland will Polen, Preußen will Sachsen, und England will Holland und die Niederlande. — Mit Einem Wort, der Frieden ist nur ein Vorwand! Sie wollen Alle nichts Anderes, als eine Zergliederung des französischen Reichs! Und zum Triumph einer solchen

Unternehmung glaubt nun Oesterreich — sich blos erklären zu dürfen? Sie verlangen die Wälle von Danzig, Glogau, Küstrin, Magdeburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alexandria, Mantua, der stärksten Festungen von Europa, deren Schlüssel ich nur durch Siege erhalten konnte, und die sollen auf einen Federstrich von Ihnen fallen? Und ich meinestheils sollte ganz gehorsam gegen Ihre Politik Europa räumen, das ich zur Hälfte besetzt halte, meine Legionen mit aufgerichteten Flintenkolben hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen, und durch Unterschreibung eines Vertrages, der nur eine ungeheure Capitulation wäre, mich wie ein Narr meinen Feinden überliefern und mich in Rücksicht auf eine zweifelhafte Zukunft, auf die Großmuth gerade Derjenigen verlassen, deren Besieger ich heute bin? Und dies geschieht zu einer Zeit, wo meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichsel und an den Ufern der Oder wehen, wo meine triumphirende Armee vor den Thoren von Breslau ist, wo ich hier mit dreimalhunderttausend Mann stehe? Zu dieser Zeit will Oesterreich ohne Schwertstreich, ohne Schuß mich zu solchen Bedingungen zwingen? Das ist ein offener Schimpf, und der ihn

ausspricht, ist mein Schwiegervater, und den er dazu schickt, sind Sie! *)

Der Kaiser war, während er so sprach, immer heftig auf- und abgestürmt, und Metternich war immer ruhig und gelassen an seiner Seite gegangen. Jedesmal, wenn sie an dem am Boden liegenden Hut vorüberkamen, hatte Napoleon einen schnellen Blick seitwärts auf Metternich geworfen. Allein dieser schien diesen Hut gar nicht zu gewahren, und nur ganz zufällig schien es zu sein, daß er jedesmal im Vorübergehen eine kleine Schwenkung machte, und so, ohne den Hut zu berühren, glücklich an ihm vorüberkam.

Sie, Sie, rief Napoleon mit donnernder Stimme, Sie haben die Mission übernommen, mich zu beschimpfen und Sie meinen, ich solle das ruhig hinnehmen?

Sire, sagte Metternich mit seiner unerschütterlichen Ruhe, Sire, ich glaube, Sie haben mich schon dafür bestraft!

Jetzt zum ersten Mal flogen seine Augen bedeu-

---

*) Diese ganze Rede enthält nur Napoleons eigene Worte. Siehe: Fain: Manuscrit de 1813. Vol. I.

tungsvoll und langsam nach seinem Hut und richteten sich dann mit festem Anblicken auf den Kaiser hin. Diese Augen wagten nicht zu drohen, aber sie trotzten. Die Augen sagten: Sie haben mich beschimpft, indem Sie mir meinen Hut aus der Hand geschlagen haben. Ich werde diesen Hut nicht aufheben, aber ich werde mir Genugthuung fordern.

Vielleicht hatte Napoleon die Sprache dieser Augen verstanden, denn seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln voll Spott und Verachtung, und er zuckte leicht die Achseln.

Ich bitte überdies zu bedenken, fuhr Metternich ruhig fort, daß ich nur im Auftrag und Befehl meines Souverains hier bin, und daher nur als getreuer Diener das wiederholt habe, was der Kaiser mir zu sagen befohlen hat!

Ach, rief Napoleon mit einem rauhen Lachen, Sie wollen mich glauben machen, daß Sie nur das Echo des Kaisers sind? Nun, ich will annehmen, daß das wahr ist. Dann gehen Sie und sagen Sie dem Kaiser, daß ich seine Vermittelung von jetzt an ablehne, daß nichts mich mehr empören würde, als wenn Oesterreich zum Lohn seiner Verbrechen und seines Treubruches noch die besten Früchte und die

Friedensstiftung in Europa einerndten sollte! Fragen Sie den Kaiser Franz, in welche Stellung er mich eigentlich dem König gegenüber setzen will? Sagen Sie ihm, er irrte sich gewaltig, wenn er glaubte, ein verstümmelter, geschändeter Thron könne bei den Franzosen eine Freistätte sein für seine Tochter und für seinen Enkel.*) Gehen Sie, das ist meine Antwort für den Kaiser Franz! Gehen Sie!

Metternich verbeugte sich ehrfurchtsvoll, die Worte des Kaisers für eine Entlassung nehmend, wandte sich um und schritt durch das Gemach dahin. Sein Weg führte ihn an seinem Hut vorüber, er beachtete es nicht, sondern ging ruhig weiter der Thür zu.

Er will den Hut nicht aufheben, dachte Napoleon, dessen blitzende Augen jeder seiner Bewegungen gefolgt waren.

Metternich hatte jetzt die Thür erreicht, an derselben wandte er sich noch einmal dem Kaiser zu und machte ihm eine letzte, ehrfurchtsvolle Abschiedsverbeugung.

Noch Eins, Herr Graf Metternich! rief Napo-

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fain. Manuscrit de 1813. Vol. I.

leon. Kommen Sie, ich habe Ihnen noch Etwas zu sagen!

Metternich neigte, wie in gefälliger Zustimmung, das Haupt und näherte sich wieder dem Kaiser. Dieser begann wieder auf und ab zu gehen, und wie vorher schritt Metternich ruhig an seiner Seite dahin. Nun hatte Napoleon die Richtung seiner Schritte so gelenkt, daß nicht Metternich, sondern er selber sich in der Nähe des Hutes befand.

Ich will Ihnen beweisen, Metternich, sagte Napoleon heftig, daß ich Sie durchschaut habe und daß ich sehr wohl den eigentlichen Grund Ihres Kommens kenne. Es ist Ihnen nicht eingefallen, daß ich diese Friedensvorschläge, die mich entehren und vernichten würden, annehmen könnte, Sie kennen mich zu gut dazu; aber diese Vorschläge sollten auch nur dem eigentlichen Wunsch, der Sie hergeführt, als Vorwand und Vorhang dienen. Mit Einem Wort: Sie wollen, um anscheinend auf eine ganz loyale Weise sich mit meinen Feinden gegen mich verbinden zu können, des Bündnisses ledig sein, das Oesterreich bis jetzt noch mit Frankreich vereint. Sie wollen, im graden Widerspruch mit Allem, was

Oesterreich mir bis heute gesagt, den Pariser Vertrag aufheben. Gestehen Sie, daß es so ist!

Und der Kaiser ging mit heftigen Schritten, die Augen starr auf Metternich geheftet, durch das Gemach hin. Auf einmal schien er ein Hinderniß auf seinem Wege zu finden. Er richtete seinen Blick zur Erde.

Es war der Hut Metternich's, der ihm im Wege lag und den sein Fuß eben schon berührte. Napoleon, als wolle er nur das Hemmniß beseitigen, das ihn im Weiterschreiten hinderte, bückte sich nieder, nahm den Hut auf und warf ihn mit einer gleichgültigen und nachlässigen Bewegung auf einen Stuhl unweit der Thür.*)

Dann ging er ruhig weiter und heftete seine Augen wieder auf Metternich. Nun, antworten Sie doch, leugnen Sie doch, wenn Sie können! rief er stürmisch.

Sire, sagte Metternich mit sanfter, einschmei-

---

*) Siehe: Mémoires de la Duchesse d'Abrantès. Vol. XVI. S. 173 ff. Es existirt noch eine andere Lesart über diesen Vorgang, und nach diesem war es nicht der Hut Metternich's, sondern der Hut des Kaisers, der zur Erde fiel. Siehe: Hormayr. Lebensbilder III. 480.

chelnder Stimme, ich hatte schon vorher die Ehre zu sagen, daß wir auf dem Punkt angelangt sind, wo wir nicht mehr neutral bleiben können. Daß wir aber für Ew. Majestät nur dann die Waffen ergreifen können, wenn Sie uns Alles das gewähren wollen, was ich Ew. Majestät vorhin vorgetragen, und —

Lassen Sie das, unterbrach ihn Napoleon stolz, wiederholen Sie die Beschimpfung nicht! Wir sind am Ende! Ich weiß, was Sie wollen, und ich will Ihnen nicht hinderlich sein! Ich will mit meiner Allianz meinen Freunden nicht lästig werden, und ich mache daher nicht die geringsten Schwierigkeiten, auf den Vertrag, welcher mich an Oesterreich knüpft, Verzicht zu leisten, wenn der Kaiser Franz diesen Wunsch hegt. Ich werde Ihnen dies morgen schriftlich wiederholen und in aller Form annonciren lassen! Jetzt sind wir zu Ende, leben Sie wohl!

Er wandte mit einem raschen Kopfneigen dem Grafen Metternich den Rücken und setzte seinen Weg durch das Zimmer fort.

Metternich warf ihm einen letzten lächelnden Blick nach, ging dann mit raschen leisen Schritten nach dem Stuhl, nahm seinen, von dem Kaiser auf-

gehobenen Hut, eilte durch das Zimmer und ging ohne ein Wort, eine Verbeugung hinaus.

Als Napoleon das leise Zuschlagen der Thür hörte, wandte er sich um. Er ist fort, murmelte er, das Bündniß ist zerrissen. Ich habe jetzt keinen Bundesgenossen mehr als mich selber!

Einen Moment starrte er düster vor sich hin, dann zuckte er leise zusammen und blickte hinüber nach der kleinen Thür, die in das Kabinet seines Geheimsecretairs Fain führte.

Er erinnerte sich, daß dort seine beiden Herzöge sich befanden, und daß sie nicht bloß Alles hören, sondern auch Alles sehen konnten. Der Kaiser ließ daher die düstern Falten von seiner Stirn verschwinden und rief mit fast heiterer Stimme: He, Caulincourt und Maret, kommen Sie herein!

Die Thür öffnete sich sofort, die Herzöge von Bassano und Vicenza erschienen auf der Schwelle und traten wieder in das Gemach ein.

Nun, haben Sie Alles gehört? fragte Napoleon.

Ja, Sire, wir haben Alles gehört.

Und Fain? Hat er sich einige Notizen gemacht?

Sire, er hat, so viel er es bei der Schnelle des Gesprächs vermochte, Alles niedergeschrieben.*)

Ach, ich werde das nachher lesen, rief der Kaiser, es ist immer gut zu wissen, in welcher Weise man auf die Nachwelt kommt! Nun, meine Herren, da Sie Alles gehört haben, so wissen Sie auch, daß der Krieg jetzt unvermeidlich ist, daß Oesterreich in demselben auf Seiten meiner Feinde stehen wird!

Sire, wir haben das gehört, und es hat meine Seele mit Sorge und Unruhe erfüllt, sagte Maret.

Vielleicht läßt sich indeß noch immer ausgleichen und vermitteln, rief Caulincourt. Der Waffenstillstand ist ja noch nicht abgelaufen, und ich habe, dem Befehl Ew. Majestät gemäß, schon die nöthigen Einleitungen gemacht, um darauf anzutragen, daß der Waffenstillstand bis zum 15. August verlängert werde.

Er wird verlängert werden, seien Sie davon überzeugt, sagte Napoleon, denn die Verbündeten bedürfen der Zeit, um sich vollständig zu rüsten. Wir werden bis zum 15. August Waffenstillstand haben,

---

*) Fain: Mémoires de 1813. Vol. I. Fain theilt diese Unterredung genau mit, und dieser Mittheilung bin ich in meiner Schilderung dieser Scene gefolgt.

dann aber wird der Krieg auf's Neue beginnen, und es wird ein Krieg auf Leben und Tod sein! Ich werde ihn nicht als Kaiser, sondern als General Bonaparte machen. *)

Oh, Sire, seufzte Maret, die ganze Welt sehnt sich dem Frieden entgegen, und auch Frankreich hat keinen sehnlicheren Wunsch, als diesen. Ich habe darüber viele und bestimmte Andeutungen erhalten. Paris erhofft nicht allein den Frieden, sondern es erwartet ihn mit Bestimmtheit nach den zwei Siegen, durch welche Ew. Majestät Ihre Feinde gedemüthigt haben.

Paris ist sehr schlecht unterrichtet, wenn es meint, daß der Friede jetzt noch von mir abhängig sei, rief Napoleon unwillig. Ihr seht, wie gierig Oesterreich die Forderungen meiner Feinde steigert, indem es sich an ihre Spitze stellt. Beständig mußten wir den Frieden erobern! Wohlan! Wir wollen ihn auch jetzt wieder erobern! Waffenstillstand bis zum 15. August! Zeit genug, um auch unserer Seits alle Rüstungen zu beenden und eine neue Conscription auszuschreiben. Dann aber, nach dem Waffen-

---

*) Napoleons eigene Worte.

stillstand, Krieg, heftigen, blutigen Krieg, aber Krieg, welcher zu einem ehrenvollen Frieden führt. Glaubt mir, Derjenige, welcher den Frieden immer dictirt hat, kann sich demselben nicht ungestraft unterwerfen! Muth also, Muth! Frankreich will den Frieden, und ich will ihn auch, aber die Donner unserer Kanonen sollen die Bedingungen dictiren und die Schärfe unserer Schwerter sollen sie aufzeichnen. *)

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Memoires de Duc de Rovigo. Vol. VII.

Sechstes Buch.

Die Befreiung Deutschlands.

I.

An der Katzbach.

Der Krieg hatte wieder seinen Anfang genommen. Mit dem 15. August war der Waffenstillstand abgelaufen, und man hatte die Waffen wieder zur Hand genommen. Aber die Verhältnisse waren jetzt wesentlich anders als beim Beginn des Waffenstillstandes. Denn damals beim Beginn desselben hatte Napoleon so eben den Verbündeten zwei Siege entrissen; während der Dauer des Waffenstillstandes aber hatten die Verbündeten ihm einen mächtigen Sieg entrissen, sie hatten Oesterreich für sich gewonnen, und jetzt, nach dem 15. August, jetzt, beim Beginn des Krieges, stand Oesterreich mit einem Heer von zweimalhunderttausend Mann an der Seite der Verbündeten Napoleon gegenüber. Seit vierzehn Jahren fast war Napoleon immer der stärkere, überlegenere Feind gewesen, nicht allein durch sein Feld-

herrngenie, sondern auch durch die Anzahl seiner Streiter und die ungeheure Kraft seiner Armee.

Jetzt zum ersten Mal war der Feind ihm überlegen an Zahl der Streiter, und diese ungeheure Armee kämpfte außerdem mit Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, mit der Energie des Hasses und Zornes gegen Den, der sie so lange bedrückt und geknechtet hatte. Aber dem Kaiser Napoleon blieb immer noch sein überlegenes Feldherrngenie! Dank diesem gewann er bald nach Beendigung des Waffenstillstandes den Verbündeten eine neue Schlacht ab, die Schlacht bei Dresden,*) und diese Schlacht war zugleich ein Gottesgericht, denn in derselben ward Moreau, der französische General, der hier die Waffen gegen seine eigenen Landsleute führte, von einer französischen Kugel getroffen, die nach wenig Tagen schon seinen Tod zur Folge hatte.**)

---

*) Die Schlacht bei Dresden dauerte zwei Tage, den 26. und 27. August.

**) Er fiel bei Röcknitz, wo er, die Schlacht beobachtend, neben dem Kaiser Alexander hielt. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm beide Beine. Sie wurden beide amputirt, aber der Tod erfolgte schon am 2. September. Die Stelle, wo er fiel, ist durch ein kleines Monument bezeichnet.

Aber die Verbündeten nahmen ihre Revanche für den Sieg von Dresden in dem großen Siege bei Culm, wo sie gleichfalls nach zweitägiger Schlacht dem General Vandamme einen glänzenden Sieg abgewannen. *)

General Blücher hatte mit seinem schlesischen Heer an diesen beiden Schlachten nicht Theil genommen. Zur selben Zeit, während die Russen, die Oesterreicher und ein Theil der Preußen bei Dresden kämpften und unterlagen, sollte auch Blücher endlich sein Ziel erreichen und dem Feinde im offenen Kampf gegenüber stehen.

Seit dem 20. August stand er unweit Jauer mit seinem aus Russen und Preußen zusammengesetzten Heer von neunzigtausend Mann und erwartete nichts sehnlicher als das Herannahen des Feindes, um ihm eine Schlacht zu liefern.

Das Glück schien seine Wünsche erfüllen zu wollen, denn Napoleon selber rückte gegen ihn heran. Schon meldeten am 21. August die Kundschafter das Herannahen der feindlichen Colonnen, die bei Löwenberg über den Bober gegangen waren, und

---

*) Am 29. und 30. August.

Blücher's Auge leuchtete auf vor Entzücken, er strich sich den weißen Schnurrbart durch die Finger und sagte: Es geht los! Hurrah! Es geht los! Morgen kommen wir mit den Franzosen zusammen!

Aber der Morgen des 22. August kam und die Augen des Generals konnten noch nichts vom vorrückenden Feind gewahren. Doch meldeten die Kundschafter, daß das feindliche Heer immer noch im Anrücken sei, daß nur ein Theil desselben sich losgelöst und nach Dresden abmarschirt sei.

Dann ist der Bonaparte mit diesem Theil abmarschirt, brummte Blücher, denn wenn Der noch dabei wäre, würden die Franzosen nicht wie die Schnecken daher kriechen.

Aber endlich am 26. August schienen die Wünsche des Generals sich ihrer Erfüllung nähern zu sollen. Die Franzosen, wenn sie auch wie die Schnecken krochen, die Franzosen kamen doch heran. Sie näherten sich den Ufern der Katzbach, an deren anderer Seite das schlesische Heer heranzog.

Es geht los! es geht los! jubelte der Blücher, der liebe Gott will nu doch Erbarmen mit mir haben, und mir nun zu'm guten Frühstück verhelfen! Hab' so lange auf die Franzosen gehungert, daß ich

schier dacht', ich sollt' sterben an der Qual! Aber nu will der liebe Gott meinen Hunger doch stillen, und es wird 'n prächtiges Frühstück werden. Den Braten liefere ich, und damit's auch 'was zu trinken giebt, gießt's vom Himmel hernieder, als ob alle Englein da droben vor Freuden weinten, weil sie nun endlich das Plaisir haben sollen, den Blücher an der Arbeit zu sehen! Aber Ihr allerliebsten Heerschaaren da droben, fuhr Blücher fort, indem er einen leuchtenden Blick zum grauen Himmel emporwarf, nun thut mir den einzigen Gefallen, und laßt's genug sein mit Eurem Flennen und thut des Guten nicht zu viel! Bedenkt man bloß, daß Ihr nicht den Feind allein unter Wasser setzt, sondern auch uns, Eure Freunde! Weicht mir den Boden nicht allzu sehr auf, denn sonst bleiben nicht bloß die Franzosen im Schmutz stecken, sondern auch wir, Eure auserkorne Leibgarde!

Aber die „Englein da droben" nahmen keine Raison an, sie ließen ihre „Freudenthränen" seit der Frühe des Morgens in unaufhaltsamen Strömen fließen.

Es war einer dieser trostlosen, verwüstenden und tückischen Landregen, der den Himmel in eine gleich-

mäßige, graue, trübe Masse verwandelt, und mit seiner unveränderlichen Eintönigkeit an eine ewige Dauer, ein Nimmeraufhören glauben läßt.

Der Boden weichte auf, die Gebirgsflüsse begannen zu schwellen und führten der Katzbach in brausenden Wellen so ungeheure Wassermassen zu, daß dieser sonst so friedliche kleine Fluß sich in einen reißenden Strom schien verwandeln zu wollen. Ein wüthender Nordwind brauste daher und peitschte den Soldaten den Regen wie Nesseln in's Angesicht und durchnäßte ihnen die Kleider und drang in die Gewehre und feuchtete das Pulver und den Kugellauf.

Na, wenn's denn nun heute nicht mit dem Schießen geht, so geht's mit dem Dreinschlagen, sagte Blücher frohmüthig, als er mit seinem Gefolge aus Bollwitzhof, seinem Hauptquartier, hinausritt, um die Stellung des Feindes zu recognosciren.

Aber der strömende dichte Regen, der tiefgraue Himmel, der brausende und wirbelnde Wind machten jedes Recognosciren unmöglich. Nirgends war der Feind zu sehen, aber man vernahm doch in der Ferne das dumpfe Geräusch rollender Kanonen, trabender Pferde, und die ausgesandten Patrouillen meldeten, daß sie den Feind gesehen, der in starken

Colonnen zu der Katzbach heranrücke, aber nicht auf dem jenseitigen, sondern auf dem diesseitigen Ufer. — In diesem Moment kam General Gneisenau mit verhängtem Zügel herangesprengt. Er war zu den Vortruppen vorgeritten, um nach dem Feind zu spähen, und kam jetzt zu melden, daß die Franzosen ganz in ihrer Nähe auf dem Plateau bei Eichholz sich aufstellten, daß sie also das linke Ufer der Katzbach verlassen und jetzt schon auf dem rechten sich befänden.

Links oder rechts, rief Blücher, ist mir ganz egal, wenn wir sie haben. Wenn sie schon 'rüber sind, na dann wissen sie ja den Weg und werden leichter ihren Rückweg finden. Lassen wir sie 'rüber, man immer 'rüber über die Katzbach, bis wir genug haben. Sich dann aber mit edler Würde an seine Officiere wendend, fuhr er in ganz verändertem ernsten und gemessenen Ton fort: Meine Herren, die Schlacht wird in einigen Stunden ihren Anfang nehmen. Alles kommt jetzt auf Pünktlichkeit und Ordnung an. Die Ordonnanzofficiere!

Die Ordonnanzen eilten herbei. Sie reiten zum General von York, der auf dem Plateau von Eichholz steht, und sagen ihm, er solle so viel Fran-

zosen auf das Plateau herauflassen, als er meint schlagen zu können, dann aber soll er angreifen! rief Blücher der ersten Ordonnanz zu, und während diese im rasenden Galopp davon jagte, wandte er sich an die zweite Ordonnanz: Sie eilen zum General von Sacken und melden ihm, daß es Zeit ist zum Angriff! Und wir, meine Herren, fuhr er fort, sich an seinen Generalstab wendend, wir stellen uns an die Spitze unserer Truppen. Um zwei Uhr muß abgekocht sein, dann setzen sich alle Colonnen in Bewegung. Beim Rückgang des Feindes erwarte ich, daß vor allen Dingen die Reiterei ihre Schuldigkeit thut und mit Kühnheit verfährt. Der Feind muß erfahren, daß er im Rückzug nicht unbeschadet aus unsern Händen kommen kann! Und nun vorwärts! Um zwei Uhr beginnt die Schlacht!

Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte wieder den Truppen zu. Mit heiterm Gesicht, mit freudeblitzenden Augen sprengte er an den Fronten entlang.

Kinder, Kinder, rief er den Soldaten zu, kocht erst ruhig ab, verbrennt Euch nicht die Mäuler, und eßt Eure Suppe nicht zu heiß, wenn Ihr sie aber aufgegessen habt, dann ist es Zeit, den Franzosen

'ne Prügelsuppe zu kochen. Und das wollen wir, nicht wahr, Kinder, 'ne recht ordentliche Prügelsuppe wollen wir ihnen kochen?

Ja, Vater Blücher, das wollen wir, jubelten die Soldaten,

Wenn's ihnen man blos bekommt, den Herrn Franzosen, sagte Blücher mit einem listigen Augenzwinkern. Die blaue Bohnensuppe ist schwer zu verdauen. Aber fressen müssen die Franzosen sie, nicht wahr?

Ja, ja, fressen müssen sie sie, brüllten und lachten die Soldaten, und Blücher lachte mit ihnen, und sprengte dann weiter zu den andern Regimentern hin, um auch sie anzufeuern durch seinen Gruß.

Und endlich war abgekocht, und endlich war es zwei Uhr!

Kinder, nun geht's los! rief Blüchers machtvolle Stimme. Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts! Drauf!

Vorwärts ging's im Sturmschritt, gerad auf die Franzosen los. Die Kanonen donnerten, die Gewehre knatterten. Aber bald brachte der strömende Regen diese zum Schweigen. Die Gewehre versagten.

Kinder, rief der Major von Othegraven seinem

Bataillon vom brandenburgischen Regiment zu, Kinder, wenn wir sie nicht todt schießen können, so können wir sie doch todt schlagen! Die Kolben sind gut dazu!

Und mit lautem Hurrahruf kehrten die Soldaten ihre Gewehre um, und schlugen mit den Kolben drein. Ein furchtbares Ringen und Kämpfen Mann für Mann entstand, jetzt Wuthgeheul, Schimpfen und Fluchen schallte herüber und hinüber, aber endlich verstummte es hier — ein ganzes französisches Bataillon war von den Brandenburgischen mit den Kolben erschlagen *).

Weiter wüthete der Kampf, aber der Himmel mit seinem Unwetter wüthete nicht minder. Der Sturm heulte und pfiff, in immer dichteren Strömen prasselte der Regen hernieder, er weichte den Lehmboden auf, und schien die vorwärts dringenden Krieger wie mit Gewalt an den Boden fesseln zu wollen. Ihre Füße sanken bis über die Knöchel in den klebenden Schmutz ein, aber vorwärts! vorwärts! lautete der Schlachtruf, und man ließ die Schuh im Schmutz stecken, und stürmte auf Socken, stürmte

---

*) Beitzke, II. S. 204.

auf bloßen Füßen weiter, immer dem Feind zu, dem Feind, der mit Löwenmuth, mit Ingrimm und Verzweiflung kämpfte, hier zurückwich, dort vorwärts drang, jeden Schritt rückwärts mit Strömen von Blut sich abringen lassend, jeden Schritt vorwärts mit Strömen von Blut abringen müssend.

Vater Blücher, heut geht's gut! jubelten die Soldaten ihrem Feldherrn zu, der eben zu der Infanterie heransprengte.

Ja, es geht gut, rief Blücher, aber wartet man Kinder, es wird noch besser kommen! Paßt man auf!

Eben donnerten von der andern Seite her neue Kanonensalven. Zwei Officiere sprengten zu Blücher heran.

Der Eine war die an den General von Sacken abgeschickte Ordonnanz.

Was für Antwort schickt General von Sacken? rief Blücher.

Excellenz, er hat mir bloß gesagt: antworten Sie dem General nur: Hurrah *)!

Ein prächtiger Kamerad! rief Blücher fröhlich.

---

*) Beitzke, II. S. 201.

General, sagte der zweite Officier, mit gedämpfter Stimme, ich bitte, Ihnen eine geheime Meldung machen zu dürfen.

Geheime? Nein, heut giebt's keine geheime Meldungen, rief Blücher kopfschüttelnd, die Herren von meinem Generalstab können und dürfen Alles hören.

Und er winkte seinen Adjutanten und Officieren näher zu ihm heranzukommen.

Ew. Excellenz befehlen also, daß ich laut sagen soll, was ich zu sagen habe?

Na, sprechen Sie ohne Umschweife, und meinetwegen so laut, daß die Franzosen es auch hören!

Nun denn, General, ich habe zu melden, daß keine Zeit zu verlieren ist, daß wir uns eilen müssen vorwärts zu kommen. Denn der Kaiser Napoleon selber dringt an der Spitze seiner Truppen herauf und steht Ew. Excellenz bereits ganz im Rücken.

So? fragte Blücher mit vollkommener Gelassenheit, steht er mir im Rücken, der Kaiser Napoleon? Na, das ist mir lieb, dann kann er mir was Angenehmes erzeigen.

Er wandte den Blick wieder dem Schlachtge-

tümmel zu mit einem trotzigen Lächeln, mit einem Antlitz, das von Muth und Begeisterung flammte.

Die Schlacht stand noch immer. Eine Stunde schon dauerte der mörderische Kampf und noch war nichts entschieden. Immer neue Schaaren sandte Marschall Macdonald heran, immer neue Schaaren schickte Blücher ihnen entgegen. Hier weichen die Preußen, dort weichen die Franzosen. Von dem rechten Flügel des preußischen Heers sprengten Ordonanzen heran, welche Blücher meldeten, daß der General York mit seinen Truppen den Feind geworfen, und siegreich vordringe, von der linken Seite flogen die Boten herbei, und meldeten, daß der General Langeron im Begriff sei zu weichen, daß die preußische Reiterei zurückweiche, daß die französische Reiterei in Masse herandringe, und die preußischen Batterien in großer Gefahr wären, genommen zu werden.

Blücher stieß einen Fluch aus, einen einzigen wilden Fluch, dann wandte er sein Haupt zur Seite und brüllte: Hennemann! Pipenmeister!

Und sofort jagte Christian Hennemann heran. Er war in voller Husaren-Uniform, aber er stand nicht in der Reihe der Kämpfenden, er gehörte zum

Gefolge seines Generals, und mußte stets seines Winkes gewärtig sein. Vor ihm auf dem Sattelknopf stand ein eiserner langer Kasten, und im Munde hielt er eine kurze Thonpfeife, der er mit eifriger Hast kräftige Rauchwolken zu entlocken suchte.

Herr General, hier bin ich, schrie Hennemann, zu Blücher heranreitend.

Gieb mir 'n Stummel, Pipenmeister, ich muß eine rauchen, denn nun geht's los!

Hennemann nahm die Pfeife aus dem Munde, reichte sie dem General dar, und sagte mit voller Seelenruhe; hier is er! Er brennt schon 'ne Viertelstunde, und ick dacht' schonst, der Herr General hätten den Stummel und mir ganz vergessen!

Blücher steckte die Pfeife in den Mund. Eben sprengte ein brandenburgisches Uhlanenregiment heran, an ihrer Spitze der Major von Katzeler, Blücher's einstiger Adjutant.

Hurrah, den Unsern zu Hülfe! schrie Katzeler, den General mit seinem Säbel begrüßend.

Hurrah, den Unsern zu Hülfe! rief ein Husaren-Rittmeister, mit einem Husaren-Regiment heran stürmend.

Hurrah, den Unsern zu Hülfe! schrie das Regiment litthauischer Dragoner.

Ja, den Unsern zu Hülfe! jubelte Blücher. Gott straf mich, ich muß mit! Ich halt's nicht länger aus!

Mit blitzenden Augen, mit strahlendem Angesicht zog Blücher den Säbel, und sprengte mit Jünglingsmuth und Jünglingslust an die Spitze der Husaren, und sie empfingen ihn mit lautem Hurrah, und weit schallendem Jubelgeschrei.

Die Trompeten schmettern, und vorwärts, vorwärts sprengt der Blücher in feurigem Trab.

Da ruft's und schreit's an seiner Seite: Herr General! Herr General!

Und der Pipenmeister sprengt heran, dicht zur Seite Blüchers. Der sieht ihn mit zornblitzenden Augen an. Marsch fort, hinter die Front.

Ih, Gott bewahre, sagt Hennemann gelassen, ich gehör' hieher, hat mir der General nicht die Ordre gegeben, immer in seiner Nähe zu bleiben, und immer 'nen Stummel in Bereitschaft zu halten? Na nu bin ich in der Nähe, und der Stummel bereit.

Aber jetzt nicht, Christian, jetzt geht's zum Dreinhauen. Scheer' dich fort, Pipenmeister!

Denk nich dran, General, es darf Niemand nich seinen Posten verlassen, haben Sie selbst gesagt, rief Hennemann, keuchend hinter seinem General daher jagend. Na, ich bin uf meinem Posten, und ich laß mich nich von meinem Posten vertreiben. Sie werden mich bald genug gebrauchen.

Hurrah! Hurrah! Da sind wir zur Stelle! Vorwärts! Vorwärts!

Und mit Jauchzen und Schreien stürzen sich die Husaren auf den Feind, Blücher voran, kämpfend und um sich hauend mit Entzücken und Lust, den Feind zurückdrängend, ihm die gewonnenen Vortheile wieder abringend.

Und wie der Feind weicht, da auf einmal commandirt Blücher: Halt! Halt!

Die Regimenter halten.

Kinder, ruft Blücher's Trompetenstimme, das ist heut 'ne Schlächterarbeit; wir wollen still halten, einen Hieb nehmen, und frisch stoppen! Pipenmeister, 'nen neuen Stummel!

Na, sagt ich's nicht, daß Sie mich bald brauchen

würden? fragte Hennemann mit triumphirender Stimme. Hier ist der Stummel!

Wie sich Roß und Mann verschnauft, einen Schluck genommen, die Pfeife in Stand gesetzt, da schallt des Feldherrn Stimme wieder daher: Nun drauf in Gottes Namen, bald sind wir mit den Franzosen fertig!

Und in der That! Sie waren bald mit den Franzosen fertig. Der Abend dunkelt herauf, da war die Schlacht entschieden.

In wilder Unordnung flohen die Franzosen, verfolgt von dem jauchzenden Feind, aufgehalten von dem erweichten Boden, der am Laufen, von dem strömenden Regen, der am Sehen hinderte, aufgehalten vor allen Dingen von der Katzbach mit ihren schäumenden Wogen, von der wüthenden Neiße mit ihren brüllenden und zischenden Wassern, die mit jedem Augenblick höher anschwollen. Aber hinter ihnen ist der Feind, er donnert mit seinen Geschützen, er schleudert Tod und Verderben in die Reihen der Fliehenden. Jetzt hat er an den Ufern der Katzbach und der wüthenden Neiße seine Kanonen aufgepflanzt, und wie die Franzosen heran kommen, empfangen

sie die Geschütze, und wie sie entsetzt sich wenden, blinken die Säbel und Bajonette!

Haufen von Gefallenen liegen am Ufer der Katzbach, Hunderte und Tausende von Leichen schwimmen dahin auf den brausenden Wassern, und die Wellen nehmen sie auf, und tragen mit brüllendem Siegesgeheul die blutigen Trophäen weiter, um dem Lande Schlesien zu verkünden, daß der Blücher eine Schlacht gewonnen, daß er sich endlich Revanche genommen an den Franzosen!

Um sieben Uhr Abends war der Kanonendonner verstummt, die Franzosen waren in wilder Unordnung nach allen Seiten hin entflohen!

II.

Die Mir's und die Mich's.

Tiefe Dunkelheit sank hernieder, der Regen goß noch immer in Strömen herab. Die lieben Englein da droben, welche, wie Blücher am Morgen gesagt, Freudenthränen über die beginnende Schlacht geweint, die weinten vielleicht jetzt Schmerzensthränen über die vielen Tausende, die mit klaffenden Wunden, mit brechenden Augen da auf dem Schlachtfeld lagen, und deren Todesseufzer der Nachtwind zum dunklen Himmel emportrug.

Ueber das Schlachtfeld dahin ritt Blücher seinem Hauptquartier zu, Niemand war an seiner Seite als sein Freund, der General von Gneisenau und in einiger Entfernung hinter ihnen folgte der Pipenmeister, Christian Hennemann, mit der brennenden Pfeife im Munde.

Schweigend, in tiefe Gedanken versunken, ritten

die Beiden die schauerliche Straße dahin, über Leichen und Verwundete, durch Pfützen und Bäche von Blut. Selbst Blücher fühlte sich erschöpft von dem schweren Tage, selbst seine Freudigkeit war verstummt unter dem strömenden Regen, der seine Kleider durchweichte, unter dem Gestöhne der Sterbenden, das seine Ohren zerriß, und seine Seele mit schmerzlichem Mitleid erfüllte.

Aber bald überwand er wieder die traurige Stimmung und wandte sich mit einem heitern Lächeln zu Gneisenau hin.

Na, sagte er, die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten, aber jetzt woll'n wir mal dran denken, was wir kluger Weise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben. Der Bonaparte hat seit zehn Jahren solche hochtrabende Sieges-Bülletins ausgegeben, daß mir immer gewesen ist, als wär' mein Herz 'ne Bombe, die vor Wuth platzen sollt. Na nu wollen wir doch auch mal so 'n Siegesbülletin aufschreiben, damit wir doch zeigen, daß wir was gelernt haben. Wollen's auch austrompeten, daß wir gesiegt haben. Wir müssen das Schrift-

stück aufsetzen, so wie wir in Brechtelshof ankommen.

Vor allen Dingen, General, müssen Sie bestimmen, wie die Schlacht genannt werden soll, sagte Gneisenau, welchen Namen sie in der Geschichte haben soll.

Ja, das ist wahr, sagte Blücher gedankenvoll, einen Namen muß sie haben. Schlagen Sie mal was vor, Gneisenau!

Wir könnten sie die Schlacht bei Brechtelshof nennen, weil dies doch das Hauptquartier unsers tapfern Feldherrn, unsers Vaters Blücher ist, sagte Gneisenau mit weichem, innigem Ton.

Nein, nein, nichts von mir, rief Blücher hastig, der liebe Gott hat uns den Sieg verliehen, wir wollen ihm bescheidentlich dafür danken, und nicht übermüthig werden! Halt, jetzt hab ich's! Wir wollen das Ding, dem General von Sacken zu Ehren, die Schlacht an der Katzbach nennen. Denn durch Sackens wirksames Kanonenfeuer von Eichholz an der Katzbach her, und durch die Hülfe seiner tapfern Reiterschaaren, die den Feind in die Katzbach jagten, durch Sacken's Beihülfe haben wir an der Katzbach gesiegt, und also soll die Schlacht auch nach ihm

genannt werden. Schlacht an der Katzbach! Na, und nun sind wir im Quartier.

Und jetzt müssen Sie vor allen Dingen sich ruhen, General, sagte Gneisenau mit der Zärtlichkeit eines Sohnes. Müssen die Kleider wechseln, etwas genießen, und dann auf Ihren Lorbeern ruhen, wenn diese auch nur auf einer Strohmatratze liegen.

Blücher schüttelte lebhaft das Haupt. Die Kleider werden am schnellsten trocken, wenn ich sie auf dem Leibe behalte, sagte er, und das muß ich, denn wir haben noch allerlei zu thun, müssen unsern Sieg dem König vermelden, müssen für die Verwundeten sorgen, müssen die Disposition zur Verfolgung aufsetzen, und zuletzt das Bülletin, das Siegesbülletin schreiben. Ein bischen was genießen, na ja, das können wir, aber nur keine Lorbeern drin, denn die Lorbeern schmecken bitter. Vor allen Dingen wollen wir aber eins trinken, und eine dazu rauchen! He, Pipenmeister, 'nen neuen Stummel!

Eine Viertelstunde später trat Blücher mit Gneisenau in das kleine Zimmer ein, das für diese Nacht die einzige Residenz des Hauptquartiers ausmachte, da schon bei der Ankunft des Generals in Brechtelshof alle Räume mit Verwundeten angefüllt waren.

Man hatte sich beeilt, dieses kleine Zimmer für den Feldherrn möglichst bequem und wohnlich einzurichten, und als Blücher eintrat, gewahrte er mit einiger Befriedigung eine wohlarrangirte Strohmatratze an der Wand da drüben, und auf dem Tisch neben dem lustig flackernden Talglicht, das aus dem schlanken Halse einer Flasche sich erhob, eine Weinflasche nebst einigen Gläsern, daneben ein großes Dintenfaß, und einige Bogen Papier.

Na, rief Blücher fröhlich, wir wollen brüderlich theilen, Gneisenau, ich nehm' den Wein, und Sie nehmen die Dinte! Aber ich geb' Ihnen erst ein Glas Wein, und dafür geben Sie mir nachher 'nen Droppen Dinte ab.

Er ließ sich behaglich auf einem der hölzernen Schemel nieder, die neben dem Tisch standen, und füllte rasch zwei Gläser bis an den Rand mit Wein.

Lassen Sie uns anstoßen, Gneisenau, sagte er ernst und feierlich, wir wollen dies Glas trinken auf das Wohl Derer, die auf dem Schlachtfeld liegen und die gefallen sind als tapfere Männer. Möge der liebe Gott sie willkommen heißen und ihnen ein gnädiger Richter sein! Wir wollen dies Glas trin-

ken zum Gedächtniß unserer großen Todten, zum Gedächtniß der Königin Louise und Scharnhorst's, die Beide gewißlich heute vom Himmel auf uns herniedergeschaut, und uns geholfen haben den Sieg zu erringen. Diesen Beiden verdanke ich Alles, was ich bin! Wär' das Engelsangesicht der Königin Louise nicht gewesen, so wär' ich vor Verzweiflung und Wuth in den Tod gegangen, in dem gottverdammten Jahr 1807, und wär' der Scharnhorst nicht gewesen, so wär' ich niemals jetzt commandirender General geworden. Sie hielten mich ja Alle für 'nen alten bramarbasirenden Knasterbart, für 'nen Kerl, der viel große Worte macht, aber nichts mehr leisten kann. Der Scharnhorst aber hat mir's Wort geredt bei König und Kaiser, und was ich jetzt bin, das bin ich durch ihn, und weil er, der beste und edelste Mann, an mich geglaubt hat. Und sein Glaube soll nicht zu Schanden werden, ich will noch Großes und Tüchtiges zu Stande bringen, und was wir heute gethan haben, das soll man blos 'n kleiner Anfang davon sein!

Es ist aber etwas Großes, was Sie heut gethan, und zu Stande gebracht haben, Excellenz, sagte Gneisenau. Daß, Dank Ihrem Feldherrnblick und

der Beisterung der unter Ihrem Befehl kämpfenden Truppen, wir die Schlacht gewonnen haben, das ist noch nicht einmal der größte Gewinn dieses Tages. Der größere und nicht minder wichtige Gewinn ist, daß jetzt endlich das schlesische Heer hat beweisen können, was es ist, und welch' einen Feldherrn es an seiner Spitze hat. Nun endlich werden Diejenigen verstummen müssen, welche uns immer mißtraueten und beargwöhnten, welche beständig Zwietracht säeten zwischen dem schlesischen Heer und dem Hauptquartier der Verbündeten, und Ew. Excellenz am eigenen und selbstständigen Handeln hindern wollten.

Sie nennen mich freilich nur den tollen Husaren, sagte Blücher achselzuckend, und der Bonaparte, der nennt mich, wie ich neulich irgendwo gelesen habe, sogar den betrunkenen Husaren! Na, meinetwegen, lassen Sie sie doch reden. Und obenein haben sie Alle etwas Recht. Denn ein bischen toll haben mich die Jahre des Wartens, wo ich meinen Kummer verschlingen mußte, wirklich gemacht, und mit Nüchternheit will ich dem Bonaparte niemals gegenüber treten; es ist ja darum doch nicht nöthig, daß man justement vom Wein muß trunken sein!

Ich bin weiß Gott noch immer in einem Rausch von Freude und Glück, daß es nun endlich drauf geht auf die Franzosen, und der liebe Gott gebe, daß ich niemals aus diesem Rausch aufwache, und wieder nüchtern werden muß. Na nu, Gneisenau, nu wollen wir an die Arbeit gehen! Sie mit der Dinte und ich mit dem Wein. Schreiben Sie doch die Disposition zur Verfolgung, und ich will während der Zeit 'mal überlegen, was ich nachher zu schreiben habe.

Gneisenau nahm die Feder und schrieb, Blücher nahm das Glas und trank.

Eine halbe Stunde war so in tiefem Schweigen vergangen; da legte Gneisenau die Feder hin, denn die Disposition war fertig, da schob Blücher sein Glas bei Seite, denn die Flasche war leer.

Jetzt bitte ich Ew. Excellenz, die Disposition vorlesen zu dürfen, bat Gneisenau.

Nein, sagte Blücher kopfschüttelnd, geht nicht! Ich habe mir da selbst 'ne Portion Gedanken im Kopf zusammengestapelt, und wenn ich nun warte, bis ich sie zu Papier bringe, dann fliegen sie wieder fort, wie junge Schwalben, die flügge sind. Das kommt davon, daß die großen Schreibgedanken

nicht recht gewohnt sind, ihr Rest in meinem Kopf zu haben, und darum will ich sie nun nur gleich heraus lassen. Will an den König schreiben, und an die Stadt Breslau; dem König will ich vermelden, daß wir die Schlacht gewonnen haben, und der Stadt Breslau, daß sie etwas für meine Verwundeten thun soll. Geben Sie mal her die Feder, es soll nicht lange dauern!

Er nahm die Feder, die ihm Gneisenau lächelnd nebst dem nöthigen Papier darreichte und begann zu schreiben. Mit ungeheurer Schnelle malte er Buchstaben und Worte von einer Größe, daß selbst ein Kurzsichtiger keine Mühe gehabt haben würde, sie in einiger Entfernung zu lesen, und wenn auch die Worte in gar schrägen Linien über das Papier dahin tanzten, so verwickelten sie sich doch niemals in die Degengehänge ihrer langen Buchstaben, denn der General war immer sorgsam bemüht, breite Zwischenräume zwischen den Linien zu lassen, damit ein feindlicher Zusammenstoß seiner Linientruppen ganz unmöglich war.

Ein Bogen war daher bald vollgeschrieben, Blücher setzte seinen gewichtigen Namen darunter, und be=

trachtete das Geschriebene einen Moment mit sinnenden Blicken.

Dann schob er den Bogen hastig unter die andern, noch unbeschriebenen Papiere, und begann, ein anderes Blatt nehmend, auf's Neue seine kalligraphischen Riesenstudien zu machen.

In einer halben Stunde lagen zwei andere beschriebene Bogen vor dem Feldherrn da, und Blücher warf mit einem lauten Seufzer die Feder bei Seite.

Abscheuliche Arbeit, die Dintenkleckserei, sagte er, ich begreife nicht, daß Sie, Gneisenau, der Sie doch ein so tüchtiger Soldat sind, zugleich so merkwürdig gut mit der Feder umzugehen wissen. Es wär' nicht meine Sache, so viel mit der Feder zu thun zu haben, obwohl ich auch 'mal 'nen Ansatz zum Gelehrten hatte, und auch 'ne Art Schriftsteller bin. In den Unglückstagen nach Anno 1807 da habe ich in der Verzweiflung und Langeweile auch angefangen zu schriftstellern, und ich glaube, ich habe da ein sehr gutes Buch geschrieben.

Ein Buch? fragte Gneisenau erstaunt. Und Sie haben es drucken lassen, Excellenz?

Na, das hätte mir gefehlt, rief Blücher. Damit die Federfuchser und Recensentenkerls, die über Alles

reden, und nichts verstehen, über mein Buch herfallen, und es durchhecheln könnten. Nein, mein lieber Gneisenau, man muß seine Perlen nicht vor die Säue werfen! Ich hab' mein Buch in meinem Schreibpult behalten, und ich zeig's nur Denen, die ich besonders hochschätze. Aber wenn wir aus dem Feldzug zurückkehren, dann will ich Ihnen das Buch zu lesen geben, und ich weiß, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden was draus lernen. Mein Buch heißt: „Bemerkungen über die Instruction der einzelnen Ausarbeitung und des Exercirens der Cavallerie betreffend.“ Ein schöner Titel, nicht wahr? Na, und Sie können mir glauben, es läßt sich viel draus lernen, und Mancher würde stolz darauf sein, das gemacht zu haben.*) Na, reden wir nicht mehr davon. Hier sind meine beiden Depeschen. Da ist der Brief an den König, und hier mein Schreiben an die Stadt Breslau, und — Sie müssen mir 'n Gefallen thun, Gneisenau. Sie müssen mein Geschreibsel 'mal durchlesen, und wenn

---

*) Diese schriftstellerische Arbeit, die einzige seines Lebens, war Blücher's Stolz, und er sprach von ihr immer mit einer besondern Weise und Genugthuung. Siehe: Varnhagen v. Ense: Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. S. 530.

ich irgendwo was versehen, und einen Fehler begangen habe, was Jedem mal passiren kann, besonders nach einer Schlacht, na, dann sein Sie so gut und corrigiren Sie meine Fehler.

Aber, Excellenz, sagte Gneisenau, es versteht es Niemand, sich so schlagfertig schön und energisch auszudrücken, als Sie, und Niemand hat so sehr gleich das richtige Wort bereit, wie Sie.

Ja, mit dem Wort, da geht's schon, aber die Mir's und die Mich's, die verhaspeln sich manchmal bei mir. Die Menschen sind ja einmal solche Narren, daß sie nicht sprechen wollen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sondern sich das Leben noch schwer machen mit allerhand Regeln, welche ihnen verbieten, hier Mir und da Mich zu sagen. Hab' mich mein Lebtag nicht um solche dummen Regeln bekümmert, sondern frisch von der Leber weg gesprochen. Aber da die Menschen nu denken, man ist ein dummer Kerl, wenn man nicht so spricht, wie sie's haben wollen, na, so wollen wir ihnen den Willen thun, und Sie verbessern meine Mir's und Mich's, aber fein säuberlich, daß es Niemand sieht.

Er reichte Gneisenau die Feder dar, und schob

ihm die beiden beschriebenen Bogen hin. Corrigiren Sie meine Arbeit, sagte er, während der Zeit lese ich Ihre Arbeit.

Und haben Sie die Güte, auch zu corrigiren, Excellenz, bat Gneisenau, denn vielleicht habe ich Fehler gemacht, die schwerer wiegen, als die Verwechselung der Mir's und Mich's, und es ist mir nicht gelungen, mit so präcisen Worten Ihre Instructionen wiederzugeben, als Sie mir dieselben gegeben haben.

Nun, wir werden ja sehen, rief Blücher lächelnd, indem er das Blatt zur Hand nahm.

Vortrefflich, sagte er dann, als er zu Ende gelesen, es ist Alles so gesagt, wie ich es wünschte, und wenn alle Commandeurs nach dieser Instruction handeln, so werden wir dem Feind keine Zeit lassen, sich irgendwo wieder festzusetzen, und wir werden ihn aufreiben, ohne noch eine neue Schlacht schlagen zu müssen.

Und wenn die Stadt Breslau diese edle und gütige Fürbitte für Ihre Verwundeten und Ihre Soldaten überhaupt liest, sagte Gneisenau, so werden unsere Verwundeten die sorgsamste Pflege, und unsere Gesunden ganze Wagen voll Speise und Trank erhalten.

Und wenn der König diese mit so viel Bescheidenheit und Einfachheit gegebene Siegesnachricht liest, so wird sein Herz eine selige Genugthuung empfinden, und er wird sich gleich sehr des Sieges und des Feldherrn freuen, welchem er denselben dankt.

Und die Mir's und Mich's, die sind Alle in Ordnung?

Sind Alle in Ordnung, Excellenz, ich habe so vorsichtig radirt, daß Nichts von einer Correctur zu sehen ist.

Na, dann haben Sie die Güte, einen Courier abzufertigen.

Aber Excellenz, sagte Gneisenau, soll denn der Courier nur diese beiden Depeschen erhalten? Haben Sie vergessen, daß Sie der Frau Generalin versprochen haben, ihr nach jeder Affaire, sei sie gut oder schlecht abgelaufen, zu schreiben, und daß ich ihr feierlich gelobt habe, Ew. Excellenz jedes Mal daran zu mahnen, wenn Sie's vergessen sollten?

Na, ist gar nicht nöthig, mich daran zu mahnen, rief Blücher, indem er das zuerst geschriebene Blatt unter den andern Papieren hervorzog. Hier ist mein Brief an meine Male! Es ist ein gar prächtiges und treues Weib, und ich war's ihr wohl

schuldig, ihr zu allererst zu melden, wie gnädig und gütig der liebe Gott heut' gewesen ist, daß er mich die Schlacht hat gewinnen lassen. Aber das brauchen Sie nicht zu verbessern. Meiner Male ist's egal, wie meine Mir's und Mich's stehen und vor ihr nehm ich kein Blatt vor 'n Mund.

Haben Sie der Generalin auch gemeldet, daß Sie selber den Säbel gezogen, und sich kämpfend in den dichtesten Feind gestürzt haben?

Ich werd' mich wohl hüten, rief Blücher. Insofern hab ich doch 'n Blatt vor 'n Mund genommen. Ich hatt' meiner guten Frau allerdings fest versprochen, ich wollt', wie sie das nennt, vernünftig sein und blos commandiren, und den vornehmen Feldherrn spielen, der blos zuschaut, wie's kommt. Aber es ging nicht, Sie müssen selbst einsehen, Gneisenau, es ging nicht, ich konnt' nicht da wie 'ne Vogelscheuche halten, während mein alter Adjutant, der Katzler, mit den Husaren vorwärts stürmte, ich mußte mit, und hätt' ich gewußt, daß es mir das Leben kosten sollt'! Sie werden mir aber den Gefallen thun, Gneisenau, und werden es der Male **nicht** verrathen.

Wenn ich auch schweige, Excellenz, so wird die Generalin es ja doch erfahren.

Sie glauben, daß der Hennemann es ihr sagt? fragte Blücher fast erschrocken. Ja, freilich, sie hat dem Pipenmeister anbefohlen, mich in der Schlacht nicht aus den Augen zu verlieren, immer dicht bei mir zu bleiben mit der Pfeife. Na, der Kerl hat Wort gehalten, er war immer dicht bei mir mit dem Stummel, aber er wird nun auch Wort halten, was er meiner Frau versprochen hat, und wird ihr Alles erzählen. Ja, ja, der Pipenmeister wird's erzählen, daß ich mitgekämpft habe.

Ja, rief Gneisenau lächelnd, der Pipenmeister wird's der Generalin und der Weltgeschichte verrathen, daß der Blücher in der Schlacht an der Katzbach gekämpft und gestritten hat wie ein junger Bursche von zwanzig Jahren! Wenn der Pipenmeister nicht wär', so würde die Weltgeschichte es am Ende gar nicht erfahren!

Gneisenau, Sie sind ein rechter Weißschnabel, rief Blücher, sich den Bart streichend. Na, jetzt besorgen Sie gefälligst die Depeschen, und dann wollen wir 'mal versuchen, ein bischen zu schlafen.

Wir müssen uns ein wenig stärken, denn morgen geht's wieder los! Immer drauf, immer vorwärts! Bis der Bonaparte runter ist von seinem Thron, denn runter muß er! Ja, so wahr es einen Gott im Himmel giebt: runter muß er!

III.

Die Empörung der Generäle.

Napoleon hatte heute, am Morgen des zehnten October, Abschied genommen von dem König und der Königin von Sachsen, nachdem er in Eilenburg, wohin er sich mit der königlichen Familie von Sachsen begeben, eine feierliche und begeisterte Anrede an das sächsische Truppencorps gehalten, das sein treuer Bundesgenosse, der König Friedrich August, ihm zugeführt, und das jetzt, mit den Franzosen vereint, gegen die Feinde Napoleons kämpfen sollte. Dann hatte er den Wagen bestiegen, und war nach Düben gefahren, wohin sein ganzer Generalstab, der ganze Artilleriepark, und alle Equipagen ihm nachfolgten.

Finster und wortkarg hatte sich der Kaiser, im Schloß von Düben angekommen, in seine Zimmer zurückgezogen, und die Karten vor sich ausgebreitet,

deren bunte Nadeln die verschiedenen Stellungen der Verbündeten und seiner eigenen Armee bezeichneten.

Sie sind mir dreifach überlegen, murmelte er, indem er, über die Karten geneigt, die Nadeln betrachtete. Ständen lauter so entschlossene und thatenschnelle Heerführer an ihrer Spitze, wie der General Blücher einer ist, so wäre ich verloren. Sie würden mich dann umzingeln, würden die Entscheidung auf eine große Schlacht setzen, und würden in dieser Schlacht mich und mein Heer mit ihren Riesenmassen erdrücken. Aber zum guten Glück für mich herrscht keine Einigkeit unter den Verbündeten; sie werden ihre Kräfte zersplittern, sie werden sich hier, sie werden sich dort aufstellen, und während deß werde ich in geschlossenen Reihen nach Berlin marschiren, die Stadt nehmen, dort ausruhen, und dann mit neuer Kraft sie, Einen nach dem Andern, angreifen. Ach, es wird mir gelingen, ich werde sie bezwingen, ich —

Es ward leise an die Thür geklopft, und sein Kammerdiener Constant trat herein.

Sire, sagte er, der Marschall Marmont, und die Herrn vom Generalstab befinden sich im Empfangs-

saal und ersuchen Ew. Majestät um die gnädige Bewilligung einer Audienz.

Ueber des Kaisers Antlitz flog ein Ausdruck der Befremdung, und einen Moment schien er zu zaudern, dann neigte er leise das Haupt und sagte ruhig: Oeffne! Ich bewillige ihnen die Audienz.

Constant öffnete die beiden Flügel der Thür, und man sah da in dem Saal den Marschall und die Generäle in dichter Gruppe beisammen. Ihre Gesichter waren bleich, ihre Mienen düster, ihre ganze Haltung hatte etwas zugleich Feierliches und Gezwungenes. Als Napoleon auf der Schwelle der Thür erschien, schob sich die Gruppe auseinander, und sie stellten sich schweigend und geräuschlos, dem Kaiser gegenüber, an der Seite des Saals auf, in Verlegenheit, wie es schien, ob sie oder ob der Kaiser das erste Wort zu sprechen hätten.

Napoleon näherte sich ihnen einige Schritte, sein flammender Adlerblick flog wie mit einem Blitzstrahl an allen diesen Gesichtern vorüber, und zum ersten Mal schienen seine Generäle, die Gefährten so vieler Jahre und so vieler Schlachten, den Blick des Kaisers nicht ertragen zu können, sondern schlugen vor ihm die Augen zu Boden.

Der Kaiser sah dies, und ein bitteres Lächeln flatterte über sein Angesicht hin.

Marmont, rief er mit seiner tönenden Stimme, Marmont, was wollen Sie Alle? Reden Sie!

Sire, sagte der Marschall feierlich, wir wollen uns erlauben, an Ew. Majestät eine Frage und eine Bitte zu richten.

Zuerst die Frage, also!

Sire, wir erlauben uns zu fragen, ob Ew. Majestät wirklich gewillt sind, mit dem Heer über die Elbe zu gehen, und den Kampf dort am rechten Ufer der Elbe wieder zu beginnen?

Sie fragen bündig und kurz, sagte Napoleon stolz. Ich hätte nicht nöthig, Sie zu hören, aber ich will es! Ich will Ihre Frage beantworten, nicht weil ich muß, sondern weil es mir so beliebt. Ja, meine Herrn, ich will mit dem ganzen Heer auf das rechte Ufer der Elbe gehen, um die Mark und Berlin zu erobern, dann wieder Front zu machen gegen die Elbe, und Magdeburg zum Stützpunkt meiner weitern Unternehmungen zu wählen.*) Dies ist mein Plan, und Sie, meine Herren, werden

*) Beitzke II. S. 491.

Ihrer Pflicht gemäß mir helfen, ihn auszuführen! — Ich habe Ihre Frage beantwortet. Jetzt lassen Sie mich Ihre Bitte hören!

Sire, sagte Marmont nach einem kurzen Schweigen, Sire, jetzt da wir Ihre gnädige Antwort vernommen, jetzt wage ich es, unsere Bitte auszusprechen, eine Bitte, welche nicht blos die unsere ist, sondern die Bitte aller Officiere, die Bitte des ganzen Heeres, die Bitte von ganz Frankreich. Sire, wir bitten Sie, Sire, wir beschwören Sie, geben Sie diesen kühnen Kriegsplan auf, wollen Sie nicht vergeblich das Blut Tausender vergießen. Die Uebermacht ist zu groß, nicht blos an Zahl, sondern auch an Kampfbegierde. Der Feind kämpft gegen uns mit dem Fanatismus des Hasses, und seine dreifache Ueberlegenheit scheint ihm den Sieg zu sichern. Unsere Armee aber ist endlich erschöpft und kampfesmüde, und das Bewußtsein eines Krieges, der aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Erfolg und keinen Sieg erwarten läßt, lähmt neben der physischen auch die moralische Kraft. Sire, im Namen unserer Aller, im Namen Frankreich's, beschwören wir Sie: machen Sie Frieden! Lassen Sie uns an den Rhein zurückkehren! Lassen Sie uns endlich ausruhen von jahre-

langen Kriegen! Oh, Sire, geben Sie uns den Frieden!

Oh, Sire, geben Sie uns den Frieden! wiederholten in vollem, feierlichem Chor die Generäle.

Des Kaisers flammendes Auge musterte, eins nach dem andern, die Gesichter aller dieser Verwegenen, die es wagten, ihm zu trotzen, und die ihm in dieser Stunde in einer Art offener Empörung gegenüber standen. Ein Ausdruck des Zorns blitzte einen Moment in seinen Mienen auf, verschwand aber sofort wieder, und seine Züge nahmen wieder ihren undurchdringlichen, steinernen Ausdruck an.

Sie sind also gekommen, um mit mir Kriegsrath zu halten, sagte er; Ich habe Sie zwar nicht gerufen, aber meinetwegen, halten wir Kriegsrath! Es ist also Ihre einstimmige Meinung, daß wir an den Rhein, und von da nach Frankreich zurückkehren, jede Schlacht vermeiden und Frieden machen sollen?

Sire, wir beschwören Ew. Majestät, diesmal Ihr Feldherrngenie unter dem Mantel Ihres Kaiserthums zu ersticken, rief der Marschall. Sobald der Feldherr schweigt, wird der Kaiser erkennen, daß sein Volk, daß sein Land der Ruhe und des

Friedens bedarf. Sire, Frankreich hat seinen Reichthum, seine Kraft, seine Jugend und sein Blut hingegeben für zwanzig Jahre der Siege und der Lorbeern, und es hat dies freudig gethan. Jetzt aber ist sein Reichthum erschöpft, seine Kraft und seine Jugend ausgesogen, denn es giebt in Frankreich keine Männer und keine Jünglinge mehr, sondern nur noch Greise, Invaliden und Kinder; die Männer und Jünglinge liegen auf den Schlachtfeldern, die Knaben, die man in Ermangelung der Jünglinge zu Soldaten gemacht, bilden das junge Heer Eurer Majestät. Sire, es ist das letzte Blut, welches Frankreich zu opfern hat, schonen Sie desselben. Der Feind ist uns dreifach überlegen, und selbst das Feldherrngenie Eurer Majestät wird in diesem ungleichen Kampfe keine Siege gewinnen können. Geben Sie also der Vernunft, der Nothwendigkeit und unserer Bitte Gehör: machen Sie Frieden, Sire, lassen Sie uns heimkehren nach Frankreich!

Wieder flog ein Blitz des Zorns über Napoleons Antlitz hin, aber wieder unterdrückte er ihn.

Sie glauben also, daß es nur von mir abhängt, Frieden zu machen? fragte er mit ruhiger Stimme.

Sie meinen, wir würden keine Hindernisse auf unserem Wege finden, wenn wir jetzt nach Frankreich zurückkehren wollten? Man würde uns die Wege offen lassen, und zufrieden sein, uns Deutschland verlassen zu sehen? Dies ist aber ein großer Irrthum, meine Herren! Ich kann keinen Frieden mehr machen, denn die Verbündeten würden ihn nicht annehmen. Die Verbündeten kennen ihre Stärke, und sie wollen den Krieg. — Sie sagen, ihre Heere seien meiner Armee um das Dreifache überlegen, und deshalb könnten wir nicht siegen? Ich könnte Ihnen darauf erwiedern, was eines Tages der große Condé seinen Generälen antwortete, als es sich darum handelte, das überlegene spanische Heer anzugreifen: „Mit den kleinen Heeren gewinnt man die großen Schlachten." Und am anderen Tage gewann er die Schlacht von Lons. Ja, meine Herren, der Sieger von Rocroy und von Lons hat Recht, mit den kleinen Heeren gewinnt man die großen Schlachten, nur muß man seine Dispositionen richtig wählen und die Kräfte seiner Gegner zersplittern, statt ihnen Gelegenheit zu geben, sich auf einem Punkt zu concentriren. Es ist deshalb für mich die Hauptsache, die Elb-

linie zu halten, denn mit dieser besitze ich alle festen Punkte von Böhmen, und es liegen außerdem die Festungen Cüstrin, Stettin und Glogau in ihrer Nähe. Muß ich die Elbe verlassen, so gebe ich damit ganz Deutschland bis zum Rhein auf, nebst allen Festungen mit ihrem aufgehäuften Kriegsmaterial. Das hieße uns schwächen und den Feind stärken, denn er würde in den Festungen unser Erbe sein. Der Feind steht jetzt auf dem linken Ufer, ich will also auf das rechte Elbufer gehen, denn dort kann ich ohne Hindernisse mein ganzes Heer entwickeln, auch mit Davoust in Hamburg, mit St. Cyr in Dresden vereinigen. Wir werden Berlin mit Leichtigkeit in unsere Gewalt bekommen, Glogau, Stettin und Cüstrin entsetzen, und uns zu Herren der Situation machen. Preußen, der Heerd dieser Aufregung und Revolution, wird von mir gebändigt und erdrückt werden. Das wird den Muth der Anderen dämpfen, und sie werden wieder zurückweichen, wie sie es schon so oft gethan, sie werden uneins werden in ihren Plänen, und dann werde ich gewonnen haben. Denn die Stärke der Verbündeten beruht hauptsächlich darin, daß sie jetzt in Eintracht und Uebereinstimmung handeln.

Bringen wir sie also in Uneinigkeit, geben wir ihren Sonderinteressen Nahrung, und wir haben Alles gewonnen. Wenn die Preußen ihr Land bedroht sehen, werden sie ihm zu Hülfe eilen wollen, die Russen, die Schweden und die Oesterreicher werden keine Ursache sehen wollen, um Preußens willen ihre Kriegspläne umzuändern und neu zu gestalten, und der Unfriede wird sie am Handeln hindern. Wenn Deutschland jemals einig gewesen wäre und aus einem Willen gehandelt hätte, so würde ich ihm niemals auch nur ein Dorf, nur eine Festung haben abnehmen können. Zum Glück aber handeln die Deutschen niemals in Uebereinstimmung, und wo zehn Deutsche sich versammeln, da sind auch zehn Sonderinteressen, die sich in den Haaren liegen, und dies allein hat mir Deutschland in die Hände geliefert. Benutzen wir also diese Eigenthümlichkeit der Deutschen, regen wir ihre Sonderinteressen auf, und damit haben wir schon eine Schlacht gewonnen. Wir gehen also auf das rechte Elbufer, machen Berlin zu unserem Mittelpunkt, lehnen unseren linken Flügel an Dresden, unseren rechten an Magdeburg, und nehmen unsere Front gegen Westen. Auf jeden Fall sind

damit alle Umstände verändert, das ganze Kriegstheater umgekehrt, und es wird dann meine Aufgabe sein, den Verbündeten meine Kriegspläne aufzudrängen *).

Eine Aufgabe, die dem Genie Ew. Majestät, das allen Feldherren der Verbündeten so überlegen ist, sehr leicht werden würde, sagte der Marschall; aber doch ist dieser ganze Plan, so wundervoll er ist, von allzugroßer Kühnheit. Gehen wir auf das rechte Ufer der Elbe, so geben wir damit zuerst alle Verbindung mit Frankreich auf; es gewinnt den Anschein, als ob die Verbündeten uns durch künstliche Manövers zurückgedrängt und von Frankreich abgeschnitten hätten, und als gingen wir dem unvermeidlichen Verderben entgegen. Zudem, Ew. Majestät vergeben mir diese Bemerkung, zudem ist auf die Beihülfe unserer deutschen Hülfstruppen nicht mehr zu rechnen. Sie werden uns im Stiche lassen, gerade, wenn wir ihrer am meisten bedürfen. Selbst Bayern ist kein zuverlässiger Bundesgenosse mehr, denn man weiß ja, daß es, trotz aller von Ew. Majestät empfangenen Wohlthaten, schon im Begriff

---

*) Beitzke. II. , S. 492.

ist, sich mit Oesterreich zu verbünden. Sire, Ew. Majestät sagten vorher, daß Sie auf die Uneinigkeit der Deutschen rechneten, aber diese Uneinigkeit besteht nicht mehr in diesem Augenblick, oder vielmehr, sie besteht vielleicht nur noch unter den Fürsten; doch diese sind es nicht allein mehr, die wir zu bekämpfen haben, sondern den Geist Deutschlands. Der Geist des ganzen Deutschlands ist wider uns aufgestanden, und zum ersten Mal ist das ganze Volk einig, — einig im Haß und im Zorn. Sire, dieser wider uns aufgestandene Geist des Volkes ist mächtiger, als alles Fürstenwollen, und alle Heere, denn er bezwingt die Fürsten, und ruft aus dem Boden des Vaterlandes immer neue Heere hervor, zur Vertheidigung seiner heiligen Erde. Sire, diese Armeen, welche der wider uns aufgestandene Geist des deutschen Volkes gegen uns in das Feld führt, die werden wir nicht bezwingen können mit unserer Armee, die zur Hälfte zusammengesetzt ist aus Soldaten, die erschöpft sind von langjährigen Kriegsstrapazen, die sich nach Ruhe und Frieden sehnen, und zur anderen Hälfte aus den jungen Conscribirten, die den Krieg nicht kennen und den ungewohnten Strapazen erliegen werden. Deshalb also,

Sire, wage ich, meine Bitte zu erneuern, und Ew. Majestät zu beschwören: Geben Sie Ihren Plan auf Berlin auf! Lassen Sie uns nicht auf das rechte Elbufer gehen, sondern dem Rhein zu marschiren.

Ist dies auch Ihre Meinung, meine Herren? fragte Napoleon, sich an die Generäle wendend. Bleiben Sie, trotzdem ich mich herbeigelassen, Ihnen ganz genau meinen Plan und die Gründe desselben zu detailliren, bleiben Sie dennoch bei Ihrer Ansicht, daß es besser wäre, nicht nach Berlin, nicht auf das rechte Elbufer zu gehen, sondern uns nach dem Rhein hin zu wenden?

Ja, riefen die Generäle wie aus einem Munde, ja, wir bleiben bei unserer Ansicht, daß es besser ist, nicht nach Berlin und auf das rechte Elbufer zu gehen, sondern daß wir nach dem Rhein und nach Frankreich zurückkehren wollen!

Napoleon trat einen Schritt zurück und sein Gesicht überzog sich mit einer tödtlichen Blässe. Aber seine Miene blieb unverändert kalt und ruhig, seine Haltung stolz und ehrfurchtgebietend.

Mein Plan ist reiflich erwogen, sagte er nach einer Pause, ich habe sogar unter allen, den fran=

zösischen Interessen ungünstigen Erlebnissen auch den Abfall Bayerns in Rechnung gebracht. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Combination, auf Berlin zu marschiren, gut ist. Eine rückgängige Bewegung in der Lage, in welche wir uns versetzt finden, ist eine unheilvolle Maßregel, und Diejenigen, welche meine Pläne mißbilligen, laden eine schwere Verantwortlichkeit auf sich. Ich werde indeß überlegen und Ihnen meinen gefaßten letzten Beschluß mittheilen *).

Er grüßte die Generäle mit einem kurzen Kopfneigen und zog sich wieder in sein Kabinet zurück.

Mit finsteren Blicken schauten die Generäle einander an, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte.

Was werden wir nun thun? fragten sie untereinander.

Wir werden warten und wir werden nicht nachgeben! murmelten die Entschlossensten von ihnen, und dann wiederholten sie Alle: Wir werden warten und wir werden nicht nachgeben!

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Fain, Manuscrit de 1813. I.

Mit finsteren Blicken schaute Napoleon, in sein Kabinet zurückgekehrt, nach der Thür, hinter welcher seine aufrührerischen Generäle sich befanden. Er fühlte, daß jetzt eine neue Macht gegen ihn in das Feld gerückt sei, eine Macht, die ihm gefährlicher werden konnte, wie alle übrigen Mächte! Diese Macht, das war die Empörung und die Unzufriedenheit seiner Generäle!

Der Kaiser hatte sehr wohl den letzten Ruf seiner Generäle vernommen. Sie hatten nicht gesagt: Wir bleiben bei unserer Ansicht, daß wir nach Frankreich zurückzukehren wünschen, sondern sie hatten gesagt, daß wir nach Frankreich zurückkehren wollen.

Seine Generäle wagten es also, einen Willen zu haben, und dieser Wille war dem ihres Feldherrn und ihres Kaisers entgegen. Sie wußten das, und es schreckte sie nicht!

Ach, die Unglücklichen, murmelte er vor sich hin, sie sind also blind! Sie wollen nicht sehen, daß wir in unser Verderben rennen. Sie zwingen mich zur Rückkehr, wie einst die Generäle des Alexander auch diesen zur Rückkehr zwangen. Wehe über uns! Jetzt sind wir verloren!

Er sank auf den Divan nieder, und jetzt, da Niemand ihn sehen, ihn beobachten konnte, jetzt sank die eherne Hülle von seinem Angesicht, jetzt fiel der Kaisermantel von seiner zusammengekauerten Gestalt, und es war nur ein armer, schmerzbeladener, schwacher Mensch, der da mit bleichem, zuckendem Antlitz in der Ecke des Divans lehnte und mit trüben, verzweiflungsvollen Blicken vor sich hinstarrte.

Stunde nach Stunde verging. Der Kaiser saß noch immer in der Ecke des Divans, bewegungslos, starr; nur die schweren Seufzer, die zuweilen seine Brust hoben, nur das Zucken seiner Augenlider verriethen, daß noch Leben in dieser ehernen Statue der Verzweiflung wohne.

Der Hofmarschall trat ein und meldete, daß servirt sei.

Der Kaiser winkte ihm mit der Hand, hinaus zu gehen, und seine Marschälle und Generäle erwarteten ihn vergeblich an der Mittagstafel.

Sie schaueten einander an mit düsteren, fragenden Mienen und murmelten: Er besinnt sich! Wir werden warten, aber wir werden nicht nachgeben!

Zur täglich festgesetzten Stunde des Nachmittags traten des Kaisers beide Geographen, der Obrist

Bacler d'Alba und der Obrist Duclay, in das Kabinet des Kaisers. Sie rollten, wie sie das gewohnt waren, den mit Landkarten und Plänen bedeckten Tisch vor den Kaiser hin und nahmen dann selber Platz vor dem anderen Tisch, der dort drüben in der Ecke stand und gleichfalls mit Landkarten und Plänen bedeckt war.

Sie erwarteten, daß der Kaiser, wie immer, ihnen seine Mittheilungen mache, mit ihnen seine Pläne bespreche und discutire.

Aber der Kaiser schwieg; doch nahm er einen großen Bogen weißes Papier, ergriff die Feder und begann zu schreiben.

Was schrieb der Kaiser? Die Geographen vermochten es nicht zu sehen, sie saßen mit der Feder in der Hand und warteten.

Aber der Kaiser schwieg immer noch. Eine Stunde nach der anderen verging, tiefe Stille herrschte rings umher; von dem triumphirenden, freudigen, stolzen Leben, das sonst den siegreichen Kaiser zu umgeben pflegte, war kein Ton zu hören in dem traurigen Schloß von Düben. Die Vorzimmer waren leer, in dem Audienzsaal blieben die Generäle den ganzen Tag beisammen und blickten

mit trotzigen, düstern Gesichtern nach der Thür des kaiserlichen Kabinets hin.

Aber diese Thür öffnete sich nicht. Drinnen in dem Kabinet saß der Kaiser noch immer auf seinem Divan, zuweilen sich in die Ecke zurücklehnend und düster vor sich hinstarrend, dann wieder sich über den Kartentisch neigend und langsam und bedächtig schreibend. Ihm gegenüber saßen die beiden Geographen, traurig schweigend, immer die Mittheilungen des Kaisers erwartend *).

Aber diese Mittheilungen kamen nicht. Der Kaiser blieb stumm. Er schrieb, starrte in die Luft, sank in den Divan zurück, ächzte, richtete sich wieder empor und schrieb weiter.

Diese Unthätigkeit, dieses Schweigen hatte etwas Schauerliches, Schreckenerregendes, das selbst die Generäle ängstigte, als die endlich mit einer raschen Handbewegung und einem gebieterischen: „Gehen Sie!" entlassenen Geographen in den Saal eintraten und ihnen von diesem ungewohnten Benehmen des Kaisers erzählten.

Aber der Kaiser hatte doch mindestens geschrieben,

---

*) Odeleben. Der Feldzug in Sachsen im Jahr 1813. II. p. 263.

es kam Alles darauf an, zu wissen, was er geschrieben hatte.

Man mußte dies erfahren, man mußte wissen, ob es Briefe oder Pläne waren, die der Kaiser auf das Papier geworfen und womit er den ganzen Tag beschäftigt gewesen.

Wir wollen mit Constant, dem vertrauten Kammerdiener des Kaisers, sprechen, flüsterten die Generäle untereinander. Er allein kommt heute noch in das Kabinet des Kaisers; er hat scharfe Augen, und er wird sehen können, ob der Kaiser geschrieben oder Pläne gezeichnet hat. Sprechen wir mit Constant!

Sie sprachen mit Constant, und dieser ließ sich willig finden, zu gelegener Stunde einen flüchtigen Blick auf den Schreibtisch des Kaisers zu werfen.

Die Generäle blieben also in dem Audienzsaal und warteten.

Eine Stunde war vergangen, da trat Constant bleich und traurig in den Saal, ein großes, zerknittertes Blatt Papier in der Hand haltend.

Der Kaiser hat sich zur Ruhe begeben, flüsterte Constant. Er rief nach mir, und wie ich in das Kabinet eintrat, saß er noch immer auf dem Divan

vor dem Landkartentisch und schrieb. Auf einmal warf er die Feder hin und ergriff das Papier, ballte es in seiner Faust zusammen und schleuderte es zur Erde nieder. Ich habe es aufgehoben und darf es Ihnen mittheilen, denn es enthält keine Geheimnisse.

Die Hände aller Generäle streckten sich nach dem Papier hin. Constant reichte es dem Marschall Marmont dar. Sofort umringten ihn die Generäle, die flammenden Blicke auf das Papier gerichtet.

Dieses Papier enthielt nichts, als große Fracturbuchstaben, in künstlichen Verschnörkelungen ineinandergefügt *).

Die Generäle schauten einander an mit zweifelnden, erstaunten Mienen. Diese Fracturbuchstaben, diese Arbeit eines Kindes, das war die einzige Tagesarbeit des großen, thatenreichen Kaisers!

Es lag etwas Unheimliches, Grauenvolles in diesen großen, so mühsam und geschnörkelt hingezeichneten Buchstaben; eine ganze Geschichte voll heimlicher Verzweiflung, unterdrückter Schmerzensthränen, verschwiegener Verwünschungen sprach aus diesen Lettern, aus diesem zerknitterten Blatt Papier.

---

*) Constant, Mémoires. V. 269.

Die Generäle waren bleich und traurig geworden; sie hatten ein Gefühl, als ob der Sturmvogel nahenden Unheils über ihnen schwebe, als ob das Schicksal eben ihnen seine Runenschrift gesandt in dem von dem Kaiser beschriebenen Papier, eine Runenschrift, die sie nicht zu entziffern verstanden.

Schweigend verließen sie den Saal, aber indem sie es thaten, flüsterten sie doch: Wir werden warten, aber wir werden nicht nachgeben!

Die Nacht war hereingebrochen. Tiefe Stille lagerte über dem traurigen Schloß von Düben. Der Kaiser lag auf seinem Feldbett, aber er schlief nicht, denn Constant, der in dem Kabinet neben dem kaiserlichen Schlafzimmer sich befand, hörte ihn oft seufzen und Worte des Zornes und des Schmerzes ausrufen.

Mitten in der Nacht vernahm er einen lauten, durchdringenden Schrei, und er stürzte in das Schlafkabinet. Der Kaiser lag zuckend, in heftigem Krampfanfall auf seinem Lager. Die heftige Kolik, die ihn so oft schon heimgesucht, hatte ihn wieder befallen und die Blässe des Todes lagerte auf dem Antlitz des Kaisers.

Constant beeilte sich, die gewöhnlichen beruhi-

genden Mittel herbeizuholen. Er rief aber nicht nach dem Arzt, denn er wußte, daß der Kaiser es nicht liebte, wenn man diesen Krampfanfällen irgend eine Wichtigkeit beilegte und sie als Krankheit behandelte. Endlich hatten die Schmerzen den krampfstillenden Mitteln weichen müssen. Der Kaiser hatte den Bitten Constant's nachgegeben und den beruhigenden Thee getrunken, den er immer in diesen bösen Stunden zu nehmen pflegte, und dessen Wirksamkeit in solchen Fällen die Kaiserin Josephine entdeckt hatte.

Jetzt setzte er die Tasse auf den Nachttisch hin und blickte starr und mit einem Ausdruck unendlicher Wehmuth vor sich hin. Vielleicht erinnerte er sich eben, wie oft in solchen Schmerzensstunden Josephinen's Nähe ihn getröstet, wie ihre kleine Hand den kalten Schweiß von seiner Stirn getrocknet, wie sein müdes Haupt in ihrem Schooß geruht, wie ihr zärtliches Wort ihn getröstet und erquickt hatte.

Vielleicht erinnerte er sich dessen, denn mit leiser, schmerzbewegter Stimme flüsterte er: Ach, Josephine, warum bist Du nicht bei mir? Du warst mein guter Engel! Mit Dir ist mein Stern untergegangen!

Dann ließ er sein Haupt in die Kissen zurücksinken und schloß die Augen. Vielleicht schlief er jetzt wirklich, vielleicht war er eingeschlafen vor Traurigkeit.

In der Frühe des nächsten Morgens rollte ein Wagen in den Schloßhof ein, und der Marschall Augereau ließ sich dem Kaiser melden, der sich schon wieder in sein Landkartenkabinet begeben hatte.

Augereau, rief der Kaiser seinem Marschall entgegen, Sie bringen eine Hiobsnachricht!

Sire, nur eine, auf welche Ew. Majestät indeß schon vorbereitet sind. Bayern ist abgefallen und hat sich den Verbündeten zugesellt!

Der Kaiser senkte sein Haupt auf seine Brust und sagte leise: Es muß also sein! Alles verläßt mich! Ich muß mich fügen! — Augereau, sagte er dann laut, Bayern ist abgefallen, aber schlimmer noch: meine Generäle sind auch von mir abgefallen. Sie wollen mir nicht mehr folgen! Sie kündigen mir den Gehorsam auf, und meine Pläne scheinen ihnen zu waghalsig. Sie wollen nicht nach Berlin gehen, sie wollen Frieden haben! Begreifen Sie, Augereau, Frieden jetzt, wo Alles sich rüstet, wo Alles nach Krieg schreit, wo der Krieg unvermeidlich ist,

und es nur darauf ankommt, mich mit so viel Vortheil, als möglich, aus der Schlinge zu ziehen, in der wir gefangen sind, wenn die Verbündeten ihre Vortheile benutzen und das Netz, das uns umstellt, zusammenziehen.

Sire, und ich glaube, sie haben den Willen, dies zu thun! rief Augereau. Nur das erhabene Feldherrngenie Ew. Majestät vermag uns noch Rettung und Sieg zu erobern!

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die bleichen Lippen des Kaisers. Ach, Augereau, sagte er, wir sind nicht mehr die Soldaten von Austerlitz und Jena. Ich habe keine Heerführer mehr, auf deren Gehorsam ich zählen darf. Ich werde meinen Plan aufgeben, ich werde nicht auf das rechte Elbufer gehen, aber damit entsage ich allen Siegen und allen Erfolgen, und es kommt nur noch darauf an, mit Ehren unterzugehen und uns mit möglichstem Vortheil nur durchzuschlagen durch Deutschland nach Frankreich hin.

Die Marschälle und Generäle waren wieder im Audienzsaal versammelt und blickten in stummer, trotziger Erwartung hin nach der Thür des kaiserlichen Kabinets.

Da öffnete sich die Thür, und der Kaiser, ernst, bleich und ruhig wie immer, schritt herein, gefolgt von dem Marschall Augereau.

Eine athemlose Stille trat ein, Aller Blicke waren auf dieses unergründliche Cäsarenantlitz geheftet, auf diese wie aus Erz gebildeten Lippen, die jetzt die Zukunft verkünden sollten.

Der Kaiser schritt bis in die Mitte des Saales vor; er hob sein Haupt höher empor und ließ seine düstern Blicke an der Reihe der Generäle dahin gleiten.

Meine Herren, sagte er mit lauter Stimme, ich habe meinen Plan geändert. Wir werden nicht über das rechte Elbufer gehen, sondern wir werden uns nach Leipzig wenden und morgen dahin abmarschiren. Mögen Diejenigen, welche diese Bewegung veranlaßt haben, es nie bereuen! *)

Ein allgemeiner Freudenruf erschallte, als der Kaiser jetzt schwieg. Die Generäle umringten ihn, um jetzt, da sie ihr Ziel erreicht, ihm zu danken für seine Großmuth, und dann schauten sie einander an mit freudestrahlenden Blicken, reichten sie sich die

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Constant V. 269.

Hände und nickten einander zu, und riefen mit vor Freude und Rührung zitternder Stimme: Wir werden unsere Aeltern, unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Freunde wieder umarmen! *)

Ach, Augereau, sagte der Kaiser schmerzlich, Sie sehen wohl, ich konnte nicht anders, sie haben es so gewollt. Sie aber, Augereau, Sie, der Sie meiner Meinung sind, daß diese rückgängige Bewegung ein Unglück für uns ist, Sie werden für mich zeugen können, wenn die Zukunft mir Recht giebt! Sie werden sagen, daß das Schicksal mich zwang, einen Weg zu gehen, von dem ich wußte, daß er uns in's Verderben führte! —

---

*) Constant, Mémoires V. 269.

V.

Die Schlacht bei Leipzig.

Zwei Tage bereits dauerte der Kampf; am 15. und 16. October hatten die Oesterreicher, Russen, Preußen und Schweden den Franzosen zwischen Halle und Leipzig in vielfachen Gefechten gegenüber gestanden. Die Oesterreicher, oder das böhmische Heer, unter ihrem Oberfeldherrn Schwarzenberg waren zwar am 15. October bei Wachau von den Franzosen geschlagen worden, aber die Preußen und Russen hatten am 16. October unter ihrem Oberfeldherrn Blücher bei Möckern einen glänzenden Sieg erobert, und wenn die Schweden unter ihrem Oberfeldherrn Bernadotte auch nicht an dem Kampf Theil genommen und wenn sie es auch heute wie immer verstanden, von den Gefahren und der Blutarbeit sich fern zu halten, so hatten sie es doch auch dies

Mal wie immer verstanden, an den Ehren und dem Siegesruhm Theil zu nehmen.

Die Franzosen hatten in diesen zwei Tagen fortwährender erbitterter Kämpfe nicht einen einzigen entscheidenden Sieg errungen, und doch stand Napoleon selber an der Spitze der Franzosen, doch war er selber es, der die Schlachten leitete! Tausende seiner Soldaten lagen bei Wachau auf blutgetränkter Erde, Tausende von ihnen hatte die Sichel des Todes bei Möckern darnieder gemäht.

Sein Heer schmolz mit jeder Stunde mehr zusammen, das seiner Feinde aber schien mit jeder Stunde mehr anzuschwellen. Immer neue Massen rückten heran, immer gewaltiger und imposanter zog der Feind, seine Kräfte vereinend, daher, und die letzte große Schlacht der Entscheidung mußte gegeschlagen werden.

Jeder fühlte das, Jeder wußte das! Napoleon eben sowohl wie die Verbündeten! Nur daß die Verbündeten dieser Schlacht der Entscheidung mit der freudigen Ueberzeugung des Gelingens entgegen schauten — nur daß Napoleon vollkommen überzeugt war, daß ein entscheidender Sieg für ihn jetzt eine Unmöglichkeit geworden.

Es war am Abend des zweiten Tages, am Abend des 16. Octobers. Napoleon, welcher die Tage vorher sein Hauptquartier in Reudnitz, eine Meile von Leipzig, gehabt, hatte es für diese Nacht auf offenem Felde aufgeschlagen. Von dem Punkt, auf welchem er sein Zelt aufgeschlagen, konnte man die Stadt Leipzig sehen, und hinter demselben durchleuchteten die Wachtfeuer der Verbündeten die hereinbrechende Nacht. Auch neben dem Zelt des Kaisers hatte man ein großes Wachtfeuer angezündet, und neben demselben auf einem kleinen, mit rothem Maroquin bezogenen Feldstuhl saß Napoleon, den grauen Ueberrock eng zugeknöpft, den dreieckigen Hut tief über die Stirn gezogen, die Arme über der Brust ineinandergeschlagen. Seine Garden, die in weiten Kreisen rings umher auf der Ebene lagerten, konnten ganz deutlich den von dem Wachtfeuer halb beleuchteten Kaiser sehen, und diese zusammengebeugte dunkle Gestalt, das war ihr einziger Hoffnungsstrahl. Sie schauten nicht hin zu den Sternen des Himmels, sie schauten nur hin auf ihren Erdenstern, er allein konnte sie leiten und beschützen, er allein konnte sie jetzt noch vom Tode erretten, wenn er nicht weiter kämpfte, wenn er den Feinden anbot,

den Frieden anzunehmen, selbst um den theuersten Preis, selbst um alle Besitzungen außerhalb Frankreichs!

Zwei Gestalten näherten sich jetzt dem Wachtfeuer, an welchem Napoleon noch immer in seiner gebeugten Haltung mit gekreuzten Armen saß und in das Feuer starrte.

Erst als sie ganz dicht neben ihm standen, gewahrte sie der Kaiser und schaute empor. Er erkannte die ernsten, verstörten Gesichter des Marschalls Berthier und des Grafen Daru.

Was wollen Sie? fragte er mit dumpfer, tonloser Stimme.

Sire, sagte Berthier feierlich, wir kommen als Abgesandte aller höhern Officiere der Armee, um Ew. Majestät unsere demüthigen Bitten vorzutragen.

Haben Sie noch etwas zu bitten? fragte Napoleon mit einem ironischen Lächeln. Ich denke, ich habe in Düben alle Wünsche meiner Generäle erfüllt, ich habe meinen Plan auf Berlin und auf das rechte Elbufer aufgegeben und bin nach Leipzig marschirt, um die gerade Straße nach Frankreich einzuschlagen! Sind meine Herren Generäle noch nicht zufrieden?

Sire, wer konnte ahnen, daß wir auf diesem Wege sämmtlichen Heeresabtheilungen der Verbündeten begegnen würden, seufzte der Fürst von Neufchatel. Selbst Ew. Majestät vermutheten und wußten es nicht!

Nein, ich wußte das nicht, rief Napoleon, aber mein guter Stern warnte mich und ließ mich den Plan, nach Berlin zu gehen, entwerfen. Ihr habt meinen Willen besiegt, was wollt Ihr jetzt noch?

Sire, sagte Berthier fast schüchtern, wir wollen Ew. Majestät beschwören, den Verbündeten Waffenstillstand und Frieden anzubieten. Unsere Truppen sind von diesen Tagen unaufhörlichen Kämpfens bis auf's Aeußerste erschöpft, sie sind von den steten Siegen unserer Feinde außerdem muthlos geworden. Auch die Generäle theilen die Muthlosigkeit, um so mehr, da wir nicht noch zwei fernere Tage solchen Kampfes durchführen können, weil unsere Munition anfängt zu mangeln. Wir haben in diesen Tagen so viele Kugeln und Granaten verschossen, daß uns kaum noch genug übrig bleiben, um den Kampf auf allen Punkten noch einen Tag gleich wirksam fortzusetzen. Sire, wenn wir ihn aber dennoch fortsetzen, wenn wir besiegt werden, so steht unsern

Feinden der Weg nach Frankreich offen, und Ew. Majestät werden nicht mehr die Macht haben, die Verbündeten zu verhindern, grades Weges nach Paris zu marschiren, denn Frankreich hat keine Soldaten mehr zu seiner Vertheidigung, wenn die Armee hier zu Grunde geht. Sire, möchten Ew. Majestät daher sich Ihres Landes und Ihres Volkes erbarmen, möchten Sie es genug sein lassen des Kampfes und den Verbündeten Friedensvorschläge machen!

Ja, Sire, rief Daru lebhaft, werden Sie auf's Neue der Wohlthäter Ihres Volkes und Ihres Landes, bezwingen Sie Ihr edles großes Herz zum Wohl Ihres Volkes und Ihrer Armee, deren letzte Colonnen hier um Sie versammelt sind und von Ihren Lippen jetzt Tod oder Leben erwarten. Das ungeheure und unvorhergesehene Ereigniß hat uns überrascht, wir sind nicht genugsam vorbereitet gewesen! Wir haben keine Ambulancen, keine Hospitäler hinter uns, es fehlen uns alle Bedingungen des Sieges, denn wenn der Soldat weiß, daß er nach der Schlacht, falls er verwundet oder krank wird, ein gutes Bett, Pflege und Hülfe findet, so geht er mit vollkommener ruhiger Sicherheit in die Schlacht. Aber diese Bedingungen des Sieges feh-

len uns hier. Ew. Majestät weiß wohl, daß dies nicht meine Schuld ist, aber es bleibt doch immer wahr, daß es so ist und daß wir Mangel leiden an Allem. Ew. Majestät werden daher die Gnade haben müssen, einen Entschluß zu fassen, der peinlich und beklagenswerth ist, aber von den Umständen zur dringenden Nothwendigkeit gemacht wird.

Napoleon hatte den beiden Herren mit vollkommener Ruhe und Aufmerksamkeit zugehört, jetzt, als Graf Daru schwieg, ließ er seine Augen mit einem langen spöttischen Blick erst auf Daru, dann auf Berthier ruhen.

Haben Sie mir noch etwas zu sagen? fragte er dann.

Die beiden Herren verbeugten sich schweigend.

Nun denn, sagte Napoleon, aufstehend und die Arme ineinander geschlagen sich gerade und stolz aufrichtend, so will ich Ihnen Beiden antworten! Berthier, Sie wissen, daß Ihre Meinung in diesen Dingen für mich nicht so viel Werth hat als ein Strohhalm, Sie können sich also die Mühe sparen, zu reden! Was Sie anbetrifft, Graf Daru, so ist es Ihre Aufgabe, die Feder und nicht das Schwert zu führen, Sie sind daher untauglich, in dieser Sache

ein Urtheil abzugeben. Was zuletzt Diejenigen anbetrifft, die mit Ihnen Einer Meinung und deren Abgesandte Sie sind, so sagen Sie ihnen als Antwort nur dies: „Sie sollen gehorchen!“ Das ist meine Antwort. *)

Er wandte ihnen den Rücken und begab sich in sein Zelt. Constant und Roustan hatten sich bemüht, demselben ein möglichst behagliches und elegantes Aussehen zu geben. Ein schöner türkischer Teppich bedeckte den Fußboden. Auf dem Tisch in der Mitte des Raumes waren auf silbernen Tellern und Schüsseln einige kalte Speisen zum Nachtessen des Kaisers aufgestellt. Auf einem andern Tisch stand ein Schreibzeug, lagen Papiere, Bücher und Karten, und in einer durch Vorhänge und Draperien gebildeten Nische stand das Feldbett des Kaisers.

Napoleon athmete auf, und der Anblick dieses kleinen behaglichen Raumes, die Stille, die ihn umgab, schien ihm wohlzuthun, die Einsamkeit erlaubte ihm, die Maske von seinem Antlitz fallen zu lassen und den traurigen und schmerzvollen Gedan-

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Duchesse d'Abrantès. Vol. XVI. S. 386.

ken, die seine Seele bewegten, zu erstatten, sich in seinen Mienen rückzuspiegeln.

Mit einem Seufzer, der mehr einem tiefen Stöhnen glich, sank er auf den Lehnsessel nieder, der vor dem Schreibtisch stand, und legte seinen Arm auf den Tisch, so daß seine Hand schlaff und kraftlos von demselben niederhing.

Sie wollen mich zu Boden drücken, murmelte er, sie wollen den Riesen in einen Pygmäen verwandeln, weil sie die Kraft des Riesen allzusehr fürchten, und weil er ihnen minder gefährlich scheint, wenn sie ihm die Glieder verkürzen. Ihre Furcht hat aus diesen Verbündeten endlich Tapfere gemacht, und sie haben sich entschlossen, mich auf das Bett des Prokrustes zu legen und mich zu einem gewöhnlichen Menschen, wie sie selber sind, zu verkleinern. Werde ich denn still halten müssen? Werde ich mir die Glieder müssen abschlagen lassen, um nur mit dem Leben davon zu kommen?

Er schwieg und starr vor sich hinblickend versank er immer tiefer in sich selbst.

Plötzlich ward die Stille um ihn her durch das Geräusch herannahender Schritte unterbrochen. Der Vorhang des Zeltes ward zurückgeschlagen und einer

der Adjutanten des Kaisers erschien in dem Eingang.

Sire, sagte er, der österreichische General Meerfeldt, der von den Truppen Ew. Majestät bei Wachau zum Gefangenen gemacht worden, ist so eben unter Bedeckung angelangt und erwartet hier außen vor dem Zelt die Befehle des Kaisers.

Der Kaiser stand auf, rascher wie er es sonst zu thun pflegte. Das Schicksal giebt mir eine Antwort auf meine Fragen und Zweifel, sagte er zu sich selber, indem er hastig einige Male in seinem Zelt auf und ab ging. Ich suchte nach einem Ausweg und das Schicksal sendet mir einen Vermittler zwischen mir und meinen Feinden. Oh, es ist also noch nicht Alles verloren, denn wie es scheint, ist das Schicksal noch mein Bundesgenosse!

Er wandte sich mit einer raschen Kopfbewegung nach dem Adjutanten hin. Lassen Sie den General Meerfeldt eintreten, ich will ihn sprechen!

Einige Minuten später trat der österreichische General in das Zelt ein. Der Kaiser ging ihm lebhaft einige Schritte entgegen und schaute mit einem seltsamen triumphirenden Blick in das verlegene und beklommene Antlitz des Grafen.

Ich denke, wir sind alte Bekannte, sagte der Kaiser, denn wenn ich nicht irre, waren Sie es, der im Jahre 1797 den Waffenstillstand von Leoben begehrte, und auch beim Frieden von Campo Formio waren Sie thätig und wirksam.

Ja, Sire, so ist es, ich hatte damals das Glück, den großen General Bonaparte kennen zu lernen, sagte Graf Meerfeldt sich tief verneigend, er stand damals am Anfang einer Laufbahn, die ihn seitdem von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph geführt und sein Haupt mit wohlverdienten Kronen und Lorbeern geschmückt hat!

Ja, ja, Sie waren einer der Mitunterzeichner des Friedens von Campo Formio, rief Napoleon. Aber das war es nicht Alles! Waren Sie es nicht, der mir damals im Namen des Kaisers von Oesterreich so prächtige Geschenke darbringen wollte? Was war's doch gleich, was Sie mir anzubieten kamen?

Sire, sagte der Graf verlegen, ich hatte Befehl, noch einmal zu wiederholen, was Graf Cobenzl schon vergeblich dem General Bonaparte vorgeschlagen. Ich hatte Befehl, dem General Bonaparte im Namen des Kaisers ein Fürstenthum in Deutschland,

einige Millionen baaren Geldes und einen Zug von sechs Schimmeln anzubieten.

Ich schlug das Fürstenthum in Deutschland aus, weil ich dachte, daß man Fürstenthümer entweder erben oder erobern, niemals aber geschenkt nehmen muß, denn wer eine Schenkung annimmt, bleibt immer der moralische Vasall des Geschenkgebers. Ich schlug die Millionen aus, weil ich mich nicht wollte bestechen lassen, aber die schönen sechs Schimmel nahm ich an, und mit diesen sechs Schimmeln, die mir der Kaiser von Oesterreich geschenkt hatte, der sich damals noch Kaiser von Deutschland nannte, hielt ich meinen Einzug in Deutschland und kam nach Rastatt.

Es war der erste Triumphzug Ew. Majestät in Deutschland, und Sie konnten wie Julius Cäsar sagen: Ich kam, sah und siegte!

Seitdem hat sich Vieles geändert, sagte der Kaiser gedankenvoll; aus dem General Bonaparte ward der Kaiser Napoleon, und dieser that, was der General Bonaparte sich geweigert hatte zu thun, er nahm von dem Kaiser von Oesterreich ein Geschenk an, ein Geschenk, das kostbarer ist als alle Fürstenthümer und alle Millionen, denn es war ein schönes

junges Weib, die Tochter des Kaisers von Oesterreich. Ach, General, Sie sind mein Gefangener und ich sollte Ihnen nicht die Freiheit geben, sondern Sie nach Paris schicken, damit Sie dort das Glück genössen, der Kaiserin von Frankreich, der Tochter meines Feindes, die Hand zu küssen und zu sehen, ob der kleine blondlockige König von Rom seinem Großvater, dem Kaiser von Oesterreich, gleicht. Aber nein, ich schenke Ihnen die Freiheit, ich mache Sie zu meinem Friedensunterhändler! Sie gehörten zu Denen, mit welchen ich im Namen Frankreichs den ersten Frieden mit Oesterreich abschloß; Ihnen trage ich es also auch auf, jetzt mit mir meinen letzten Frieden mit Oesterreich zu vermitteln. Meinen *letzten*, denn ich will keinen Krieg mehr führen, ich bin des ewigen Kämpfens, des ewigen Blutvergießens müde, ich will und verlange nichts weiter, als unter dem Schatten des Friedens zu ruhen. Ich habe lange genug um Lorbeern gekämpft, meine Gedanken haben sich lange genug nur mit dem Ruhm beschäftigt, jetzt bin ich damit zu Ende, und mein einziger Gedanke wird nur noch sein: das Glück und die dauernde Ruhe Frankreichs zu sichern. Gehen Sie, sagen Sie das dem Kaiser, Ihrem

Herrn, sagen Sie ihm, ich will nicht mehr erobern, sondern ausruhen. Sagen Sie ihm, daß ich nichts mehr wünsche als den Frieden, und daß ich bereit bin, ihn morgen schon abzuschließen, bevor noch unsere Schwerter sich wieder gekreuzt, unsere Kanonen wieder gedonnert haben.

Sire, bemerkte Graf Meerfeldt verlegen, wenn ich das dem Kaiser sage, wird er mich fragen, welche Garantieen für einen dauernden Frieden Ew. Majestät ihm bieten? Welche Gebietsabtretungen Ew. Majestät vorschlagen?

Gebietsabtretungen! rief Bonaparte. Ja, ja, das ist es! Sie wollen mich machtlos machen, darum allein kämpfen sie, darum sind die Russen, die Schweden nach Deutschland gekommen, darum lassen sie sich Subsidien von England zahlen! Alles nur zu dem Einen Zweck: um mir meine Macht zu entreißen, um die Grenzen Frankreichs einzuengen! Aber meint man denn, daß die Russen, die Schweden und Engländer nicht auch entschädigt werden wollen für geleistete Dienste, und daß sie diese Entschädigungen sehr bequem in den Ländern finden wollen, die man mir entreißen will? Was wird Deutschland dabei gewonnen haben? Es wird Frankreich, seinen

natürlichen Bundesgenossen, so machtlos gemacht haben, daß es ihm niemals hülfreich sein kann, und es wird dafür seine drei natürlichen Feinde, Rußland, das heißt die Barbarei, England, das heißt die ausländische Industrie und den Handel mit fremden Produkten, Schweden, das heißt die Schifffahrt der Nordküsten, in Deutschland ansäßig gemacht haben. Aber sie wollen dies Alles lieber thun, als Mich in meiner Macht bestehen lassen, wenn ich ihnen auch sage, daß ich nicht mehr kämpfen, sondern ruhen will. Nicht wahr, so ist es?

Sire, sagte Graf Meerfeldt leise, vielleicht kennen die verbündeten Souveraine das Wort des Julius Cäsar, welcher sagte, daß Lorbeern, wenn sie nicht welken sollten, immer auf's Neue mit Feindesblut getränkt werden und daß sie alle Jahre mit Erde von neuen Siegesfeldern gespeist werden müßten. Da Ew. Majestät ein zweiter Cäsar sind, so fürchten die Verbündeten wohl, daß Ew. Majestät auch diese Maxime des Julius Cäsar theilen.

Ja, rief Napoleon, sie fürchten selbst den Schlaf des Löwen, sie glauben ihm die Krallen ausreißen und die Nägel abschneiden zu müssen. Nun wohl, wenn sie ihn zu diesem traurigen Zustand gebracht

haben, was werden dann die Folgen sein? Haben die verbündeten Souveraine das wohl bedacht? Gequält von dem gierigen Verlangen, durch einen einzigen Schlag das wieder zu erhalten, was sie in zwanzig Jahren des Unglücks verloren haben, hegen sie nur diesen Gedanken und bemerken nicht, daß während dieser zwanzig Jahre rings um sie her sich Alles verändert hat, daß selbst ihre eigenen Interessen sich verändert haben, daß was Oesterreich von jetzt an auf Kosten Frankreichs gewinnt, es auf der andern Seite verliert. Geben Sie dies Ihrem Souverain zu bedenken, Graf Meerfeldt. Es ist dringend nothwendig für Oesterreich, für Preußen und auch für Frankreich, daß man ein halbnomadisches und wesentlich kriegerisches Volk auf das Ufer der Weichsel beschränke, denn das ungeheure Reich dieses Volkes erstreckt sich ohnedies von uns bis China hin! Ich sehe es übrigens ein, daß ich, um den Frieden zu machen, Opfer bringen muß, und ich bin bereit dazu! *) Eben damit Sie dies dem Kaiser Franz sagen, entlasse ich Sie Ihrer Gefangenschaft,

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fain, Manuscrit de 1813.

und gebe Ihnen die Freiheit, vorausgesetzt, daß Sie mir Ihr Ehrenwort geben, in diesem Feldzug nicht mehr gegen Frankreich die Waffen zu führen.

Sire, die Waffen gegen Frankreich zu führen, ist für mich eine so schmerzliche Pflicht gewesen, daß ich mit Freuden Ew. Majestät mein Ehrenwort gebe, in diesem Feldzug nicht mehr die Waffen zu führen, es müßte denn sein, daß ich es für Frankreich, das heißt für Ew. Majestät thun dürfte.

Sie werden also gehen, und dem Kaiser Franz meine Vorschläge machen. Sie werden ihm Folgendes sagen: ich erbiete mich bis zum Rhein alle Festungen in Deutschland zu räumen, ich willige also damit auch in eine Auflösung des Rheinbundes; ich bin bereit Illyrien und Spanien ihren früheren Souverainen zurückzugeben. Ich gewähre ferner Italien und Holland seine Unabhängigkeit. Will England den Seefrieden nicht, so kann darüber vermittelt werden, Oesterreich soll der Vermittler sein *).

Sire, dies sind so großartige und segensreiche

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Fain. Manuscrit de 1813. I.

Versprechungen, rief Graf Meerfeldt, daß ich fürchte, mein bloßes Wort genügt nicht, um den Kaiser, meinen Herrn, zu überzeugen, daß Ew. Majestät wirklich die Absicht haben, so Vieles zu bewilligen.

Ich werde Ihnen also ein Schreiben an Kaiser Franz geben, in welchem ich ihm diese Vorschläge mache, sagte Napoleon rasch. Ja, ich will noch einmal an den Kaiser schreiben. Unser politisches Bündniß ist zerrissen, aber zwischen Ihrem Herrn und mir besteht noch ein anderes Bündniß, und dies ist unzerreißbar. Dieses Bündniß ist es, welches ich anrufe, denn ich werde immer Vertrauen in die Gesinnungen meines Schwiegervaters setzen *).

Er ging zu seinem Schreibtisch hin, und warf mit eiliger Hand einige Zeilen auf das Papier. Dann faltete er es selber zusammen, schloß den Brief mit einer Oblate, und schrieb die Adresse.

Hier, sagte er, wieder dem Grafen sich nähernd, und ihm den Brief darreichend, hier ist mein Brief an meinen Schwiegervater. Sie werden sogleich sich zu ihm begeben, und ihm dies Schreiben überreichen. Der Kaiser wird den andern Souverainen dasselbe

*) Beitzke, II. S. 592.

mittheilen, und sie werden danach ihren Beschluß fassen. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich morgen nicht angreifen, daß ich Waffenruhe halten werde, bis ich seine Antwort empfangen habe, daß ich diese Antwort aber spätestens morgen Abend erwarte. Leben Sie wohl, General, und wenn Sie in meinem Namen den beiden Kaisern von Waffenstillstand sprechen werden, so zweifle ich nicht, daß die Stimme, welche an ihr Ohr schlägt, für sie sehr beredtsam in Erinnerungen sein wird*).

Es ist mein letzter Versuch, sagte der Kaiser leise vor sich hin, als Graf Meerfeldt sein Zelt verlassen hatte, schlägt auch dieser Versuch fehl, so bleibt mir nur noch der letzte Kampf auf Leben und Tod übrig, und beim Himmel, ich will ihn dann wenigstens ruhmvoll zu Ende führen! Die Entscheidung ist da, und ich kann ihr nicht mehr ausweichen. So will ich ihr denn mit offenem Auge entgegen treten! Noch sind meine Lorbeern von Marengo und Austerlitz nicht verwelkt. Morgen ist Waffenruhe, und übermorgen Friede, oder Krieg auf Leben und Tod!

Am siebenzehnten October also war Waffenruhe!

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Beitzke, II. S. 592.

— Napoleon erwartete die Antwort seines „Schwiegervaters“ auf seinen Brief und seine Friedensbedingungen.

Aber diese Antwort kam nicht, man fand es jetzt nicht mehr nöthig gegen Denjenigen die Formen der Höflichkeit zu beobachten, vor dem man noch vor einem Jahr sich so tief gebeugt und so oft in den Staub geworfen hatte.

Am achtzehnten October also begann die Schlacht auf's Neue. Die brüllenden Donner aus tausend Kanonenschlünden waren die Antwort der Verbündeten.

Napoleon konnte ihnen nur mit dreihundert Feuerschlünden zurufen, daß er ihre Antwort verstanden habe.

Mehr als dreimalhunderttausend Kämpfer der Verbündeten erfüllten in ungeheuren Massen die Ebene rings um Leipzig.

Napoleon hatte kaum hundert und zwanzig tausend Kämpfer ihnen entgegen zu stellen, und seine Soldaten waren erschöpft und entmuthigt!

Aber überall an den Linien seiner Soldaten erschien an diesem Tage der Kaiser, die Truppen anfeuernd mit seinen blitzenden Augen, seinem leuchtenden Angesicht, seinem kurzen energischen Zuruf.

Und dies Antlitz ihres Kaisers schien den Franzosen neuen Muth, neue Begeisterung zu verleihen. Sie richteten sich empor mit dem Heldenmuth früherer Tage, sie stürzten sich hinein in das wüthende Schlachtgetümmel, die Erde bebte von dem Donner der Kanonen, dem Geschrei der Kämpfenden, dem Jauchzen der Vordringer, dem Wuthgebrüll der Zurückgedrängten.

Herüber und hinüber wogte der Kampf. Die Franzosen wichen nicht, sie standen wie eine Mauer, diese Mauer ward hier und dort durchbrochen, aber die Lücke füllte sich wieder, und mit neuem Heldenmuth kämpften die neu Eingetretenen. Denn sie kämpften unter dem Auge des Kaisers, denn Napoleon war da!

Aber auch Blücher war da! Drüben, dem Feind gegenüber bei seinem schlesischen Heer, von dem er freilich die Hälfte an den Kronprinzen von Schweden abgegeben, drüben neben seinen aus Russen und Preußen zusammengesetzten Truppen hielt Blücher. Auch sein Auge flammte, auch sein Antlitz glänzte vor Begeisterung und Kampfeslust. Auch er feuerte mit kräftigem Worte die Truppen an, und sie kämpf=

ten mit Heldenmuth, denn sie kämpften unter dem Auge ihres Feldherrn, denn Vater Blücher war da!

Er theilte mit ihnen jede Last, und jede Gefahr, er trank mit ihnen, wenn ihn dürstete, aus Einer Flasche, er zündete an ihren Pfeifen sich seine Pfeife an, und sprach zu ihnen nicht mit dem vornehmen Ton eines Gebieters, sondern in ihrer eigenen ungezwungenen, gemüthvollen Weise.

Sie stürzten sich daher mit Begeisterung, mit freudigem Siegesruf in das Schlachtgewühl, sie griffen an mit unwiderstehlicher Gewalt, sie zwangen die Franzosen zurückzuweichen, zwar nur Schrittweise, aber doch zu weichen.

Es geht gut! Gneisenau, rief Blücher, als er dies sah. Er kann sich nicht mehr halten, der Bonaparte, er muß endlich doch an seinen Rückzug denken. Aber sehen Sie nur, er zieht seine Truppen immer dichter zusammen, er läßt sie vorrücken, nach Leipzig. Ach, ich verstehe, Herr Bonaparte, Du willst durch Leipzig marschiren, und willst Dir den Uebergang über die Saale offen halten. Aber es geht nicht, Bonaparte, es geht nicht! Denn der Blücher ist da, und der hat 'n scharfes Auge. Eine Ordonnanz! So! Hieher! Sie reiten zum General

York! Er soll heut Abend noch aufbrechen und an der Saale sich aufstellen. Soll dem Feind, der über die Saale seinen Rückzug halten will, denselben so viel als möglich erschweren. Eine andere Ordonnanz! Zum General Langeron! Soll in dieser Nacht über das rechte Ufer der Parthe zurückkehren, und den General von Sacken unterstützen, und sobald der Feind den Rückzug angetreten, ihn tüchtig und nachdrücklich verfolgen.

Aber, General, sagte Gneisenau, als die Ordonnanz fortsprengte, aber General, noch scheint Napoleon nicht an den Rückzug zu denken. Noch behauptet er seine Stellung und steht kampfgerüstet da.

Morgen wird er nicht mehr stehen, sagte Blücher lakonisch. Wenn wir heute thun, was wir können, so ist's aus mit ihm, so machen wir ihm den Garaus. Nun gebe nur der liebe allmächtige Gott, daß dann nachher der Sieg auch gehörig benutzt wird, und daß sie nicht wieder weichmüthig werden im Hauptquartier. Der Kaiser von Oesterreich denkt immer dran, daß der Bonaparte sein Schwiegersohn ist, der Kronprinz von Schweden vergißt's nicht, daß

er 'n geborner Franzose ist, und möcht' gern Franzosenblut schonen, und der Kaiser von Rußland, der erinnert sich noch, daß er zu Erfurt dem Napoleon ewige Freundschaft geschworen und ihn als seinen Bruder geküßt hat. Aber unser König, der wird doch wohl immer dran denken, daß der Bonaparte uns gedemüthigt und getreten hat, und daß die Königin Louise gestorben ist vor Gram und Herzeleid. Ja, daran wird er immer denken, und er wird's nicht dulden, daß die Andern zu früh den Frieden machen, und er wird's nicht zugeben, daß wir unser Blut und unsere Kraft hier ganz umsonst hingeben. Wir müssen was davon haben, das ist noch lange nicht genug, wenn wir ihm bloß einen tüchtigen Sieg abgewinnen. Er muß Alles erst wieder raus geben, was er uns entrissen hat. Deutschland muß seine Genugthuung haben, und ich will auch meine Genugthuung haben, denn ich habe mich Jahrelang zu Schanden geärgert. Nun will ich mich aber zu Ehren geärgert haben, und ich ruh' nicht eher, als bis er runter ist, runter von seinem Thron. Halloh, was ist denn da los? Was schreien sie und jubeln sie denn da drüben? Seht nur, Gneisenau, seht, da rückt eine Colonne vom Feind

herüber, nach unserer Seite heran. Hört Ihr die Musik! Was bedeutet denn das?

Das bedeutet, General, rief eine heransprengende Ordonnanz, das bedeutet, daß die Sachsen zu uns übergehen. Mit klingendem Spiel, mit acht und dreißig Kanonen haben sie die Reihen der Franzosen verlassen, und als diese sich widersetzen wollten, da haben sie die Bajonette gegen ihre bisherigen Waffengenossen gerichtet, und haben sich mit Gewalt den Abmarsch erzwungen.

Blücher's Augen flammten höher auf, und er strich sich mit der Rechten den langen weißen Schnurrbart. Na, sagte er, nun werden sie doch nicht mehr schreien, daß der Napoleon so übermäßiges Glück hat. Heut zum wenigsten hat er kein Glück. Die Sachsen haben ihn verlassen, das heißt achtzehntausend Mann. Die Sachsen haben sich also endlich als Deutsche gefühlt, und sie wollen die Schmach abwaschen, und keine Vaterlandsverräther sein! Ich bleib dabei, Gneisenau, es ist aus mit dem Bonaparte, und morgen muß er zum Rückzug blasen! —

Und was Blücher hier seinem Gneisenau gesagt, das wiederholte dort drüben Napoleon dem General

Berthier: Es ist zu Ende! Wir müssen den Rückzug antreten.

Der Abend des achtzehnten Oktober war hereingebrochen, die Franzosen hatten das Schlachtfeld zwar behauptet, sie waren nicht geflohen, aber sie hatten keine Kraft mehr den Kampf fortzusetzen, die Munition war verschossen, denn mehr als zweimalhunderttausend Geschützpatronen waren an diesem Tage von den Franzosen verbraucht worden.

Der Rückzug war unvermeidlich. Napoleon fühlte es, und fügte sich der Nothwendigkeit. Da drüben an dem Wachtfeuer neben der Torfmühle saß der Kaiser, seine Generäle standen um ihn her, und horchten in ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Worte des Kaisers, die einzeln, langsam, wie blutige Thränen von seinen Lippen fielen.

Der Kaiser befahl den Rückzug, und die Befehle, die er Berthier ertheilte, wiederholte dieser seinen beiden Adjutanten, welche an der andern Seite des Wachtfeuers knieten, und mit eiligen Händen die Befehle niederschrieben.

Auf einmal, mitten in einem angefangenen Satz, verstummte Napoleon, und sein Haupt sank tiefer auf seine Brust.

Der Kaiser war eingeschlafen!

In tiefem Schweigen umstanden ihn seine Generäle. Das Feuer warf einen blutrothen Schein über die Gruppe hin, hier und dort zuckte es zuweilen höher empor, und beleuchtete mit hellerer Flamme die Gestalt des Kaisers, der, das Haupt tief auf seine Brust gesenkt, die Arme schlaff herniederhängend zu beiden Seiten des Feldstuhls, die Gestalt leise hin und her schwankend, immer noch in tiefen Schlaf versunken war. Zuweilen auch, wenn das Feuer ganz hoch aufblitzte, und die Dunkelheit erhellte, sah man es hier und dort wie Schatten aus der Finsterniß emportauchen, und gewahrte eine lange bewegliche Linie, die sich da drüben hinzog. Das waren die Truppen des Kaisers, die schon den Rückzug begannen, und ihren Marsch gen Leipzig antraten!

Mit düsteren Blicken schauten die schweigenden Generäle noch immer auf den schlafenden Kaiser hin. Eine Viertelstunde war so vergangen, da zuckte er leise zusammen, und das Haupt emporhebend, warf er einen langen Blick voll staunender Verwunderung im Kreise umher.

Der Schlaf hatte ihn einen Moment alles Un-

heils vergessen gemacht, aber der düstere Blick seiner Generäle, das Geräusch der unsern vorüberziehenden Truppen, erinnerte ihn daran.

Sein Blick nahm wieder seine kalte Ruhe an, und mit fester tönender Stimme begann er wieder seine Befehle zu ertheilen.

Da sausete es und pfiff es über ihm in der Luft. Eine Granate fiel dicht neben dem Kaiser zur Erde nieder, wühlte sich ein in den Boden und warf das Feuer auseinander, hierhin und dorthin die einzelnen Feuerbrände schleudernd.

Es ist eine kalte Nacht, sagte der Kaiser gelassen, man bringe das Feuer wieder in Ordnung, und lege neues Holz darauf!

Die Adjutanten flogen fort, um die Feuerbrände zusammenzulesen, die Generäle selbst beeilten sich die herbeigebrachten Holzscheite und das Stroh auf das verglimmende Feuer zu werfen.

Aber wieder zischte und pfiff es in der Luft. Eine zweite Granate flog daher, fiel mitten hinein in das eben erst wieder sich entzündende Feuer, drückte und löschte es fast gänzlich aus, und blieb dann ruhig, als habe sie sich diesen Platz siegreich

gewonnen, in der Mitte der verglimmenden Kohlen liegen.

Napoleon schaute sinnend und tief ernst auf die Kugel hin, und seltsame Gedanken mochten seine Seele bewegen beim Anblick dieses Todesboten, der sich zu seinen Füßen eingewühlt hatte. *)

Es ist genug, sagte er gelassen, man soll kein Feuer mehr entzünden! Mein Pferd! Nach Leipzig! Ich will in Leipzig übernachten!

Die Pferde wurden vorgeführt, von Berthier, Caulaincourt und einigen Ordonnanzen begleitet ritt der Kaiser nach Leipzig, um dort im Hotel de Prusse sein Nachtquartier zu nehmen.

*) Beitzke, II. S. 615.

V.

Der neunzehnte October.

Es war um acht Uhr des andern Morgens. Ein dicker Nebel lag, einem undurchdringlichen Schleier gleich, über Leipzig, und dehnte sich weit hin über die Gegend. Niemand konnte sehen und erkennen, was unter dem noch dunkleren Schleier der Nacht hier und dort bei Freund und Feind gethan worden. Zuweilen hatten die Verbündeten auf der Seite der Franzosen ein lautes donnerndes Krachen gehört, ein blitzartiges Aufleuchten gesehen, dann war wieder Alles in Dunkelheit und Schweigen versunken gewesen. Plötzlich indeß hatte sich die Nacht mit hellerem Schein beleuchtet, und brennenden Schildwachen gleich hatten sich in regelmäßigen Zwischenräumen drüben im französischen Lager große Feuer erhoben, die wie eine züngelnde Feuerschlange sich weit in die Ebene dahin zogen.

Ha, sagte Blücher, auf diese Feuer hindeutend, sehen Sie, Gneisenau, ich hab' doch Recht, der Bonaparte zieht ab. Wissen Sie, was diese Feuer bedeuten? Die bedeuten, daß die Franzosen ihre leeren Pulverwagen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt und in Brand gesteckt haben, damit sie den rückmarschirenden Truppen als Fackeln dienen sollen. Sehen Sie, diese Leuchtfeuer gehen bis dicht an die Stadt Leipzig. Ja, es ist so wie ich sagte, die Franzosen wollen durch Leipzig gehen, und über die Saale ihren Rückmarsch nehmen. Na, ich denke, der General York wird sie da erwarten, und der Langeron wird ihnen das Garaus machen. Aber kommen Sie, Gneisenau, kommen Sie. Der Nebel fällt. Lassen Sie uns mal auf die kleine Anhöhe reiten, von dort werden wir Alles sehen können.

Leicht wie ein Jüngling schwang sich Blücher zu Roß, und seine Ungeduld nicht mehr bemeisternd, gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte von dannen. Gneisenau ritt neben ihm, und in einiger Entfernung trabte der Pipenmeister mit seinem Kästchen vor sich auf dem Sattel.

Jetzt hatten sie die kleine Anhöhe erreicht, und hielten die Pferde an. Der Nebel war völlig ge=

sunken, und man konnte jetzt deutlich das Bild des Grausens und Entsetzens erkennen, das, soweit der Blick reichte, dem Auge sich darbot.

Weithin war die ungeheure Ebene bedeckt von Leichen, ganze Bäche von Blut zogen sich durch die zerfetzte, zertretene Erde dahin, Trümmer von Wagen und Kanonen, Berge von Pferden lagen in wildem Gemisch zwischen den tausend und aber tausend Leichen zerstreut, und rings um am Horizont leuchteten die verglimmenden Feuer von mehr als zwanzig brennenden Dörfern.

Blücher warf einen traurigen Blick auf dieses wüste entsetzliche Bild. Gneisenau, sagte er, wenn man das sieht, dann kann man sich beinah nicht einmal mehr über den Sieg freuen, denn er kostet gar zu viel Thränen und Blut. Wie die armen guten Menschen da liegen in ihrer letzten Noth und nicht einmal ein Grab haben, an dem ihre Mütter und Frauen weinen können. Der liebe Gott da droben wolle sich ihrer armen Seelen erbarmen, und Diejenigen trösten, welche um sie weinen.

Er nahm seine Mütze ab, und mit derselben sich das Gesicht beschattend, betete er ein kurzes leises

Gebet für die Ruhe der Gestorbenen. Dann setzte er mit einem raschen Ruck die Mütze wieder auf.

Na, nun ist das abgemacht, sagte er, nun haben wir gebetet, und nun wollen wir uns mal umsehen nach dem verfluchten Bonaparte, der an all dem Elend und dem Blutvergießen und Morden Schuld ist und —

Eben trabte der Pipenmeister dicht heran zu seinem General.

Na, was willst Du, Christian? fragte Blücher.

Die Morgenpfeife, sagte Christian Hennemann, seinem Herrn die brennende kurze Thonpfeife darreichend.

Blücher streckte schon die Hand darnach aus, aber dann zog er sie zurück, und warf einen Blick auf das grausige, leichenbedeckte Schlachtfeld hinüber.

Nein, Pipenmeister, sagte er feierlich, es schickt sich nicht, hier zu rauchen. Man muß Ehrfurcht haben vor den Todten, aber halt den Stummel nur immer bereit, und wenn wir zurückreiten, dann nehm' ich ihn. Aber nun scheer' Dich Deiner Wege, Pipenmeister, und mach', daß ich den Stummel nicht mehr sehen kann, sonst — na, mach' fort, Christian!

Ne, ich bleib, sagte der Pipenmeister gelassen, hab's der Generalin versprochen, immer beim General zu bleiben, und übrigens werden Sie mich doch bald brauchen, denn lang' halten Sie's ja nun doch nicht aus ohne Stummel. Rufen Sie also, Excellenz, wenn's so weit ist!

Er lenkte sein Pferd einige Schritte rückwärts und war ganz und gar damit beschäftigt, die Pfeife des Generals gehörig in Brand zu erhalten.

Blücher und Gneisenau indeß blickten jetzt mit spähendem Auge hinüber nach der Seite des französischen Lagers.

Aber von diesem Lager war nirgends mehr etwas zu sehen; jetzt war es keinem Zweifel mehr unterlegen, Napoleon hatte seinen Rückzug angetreten, er hatte die Nacht dazu benutzt, um die Trümmer seiner Armee nach Leipzig hinzuziehen, damit sie die Saale noch ungefährdet passiren könnten.

Blücher stieß einen lauten Freudenschrei aus. Er retirirt, hurrah! Er retirirt! rief er jubelnd. Gneisenau, hab' ich nun Recht?

Ja, General, Sie haben Recht! Sie haben mit Ihrem Feldherrngenie besser als wir Alle den Gedanken Napoleon's errathen, und Dank Ihren wei-

sen Anordnungen wird er Langeron und Sacken vor den Thoren von Leipzig und York an der Saale finden!

Mein Lieber, er wird uns auch noch 'n bischen finden, rief Blücher vergnügt. Wir sind noch lange nicht fertig; den Napoleon, den kenn' ich. Sie denken wohl, der hat Leipzig blos als Etappenstraße benutzt? Na, dann kennen Sie ihn schlecht. Der giebt keinen Schritt breit nach, wenn er nicht muß. Mit dem Kampf um Leipzig will er den Rückzug seiner Armee decken, und ich sag's Euch, Gneisenau, es wird da noch tüchtig zu thun geben. Vorwärts nun! Vorwärts!

Ja, vorwärts! rief Gneisenau. Wir müssen Couriere schicken an alle Befehlshaber, und ihnen die frohe Botschaft mittheilen. Alle müssen heran eilen, um Leipzig dem Feinde zu entreißen!

Ja, nun geht's zum Sturm, zum letzten Sturm, jubelte Blücher, und dieser Sturm soll den Bonaparte wie 'n Bund Flicken über den Rhein nach Frankreich zurückpusten! Na nu, vorwärts! He Pipenmeister, jetzt meine Pfeife! Es geht los! —

Um zehn Uhr Vormittags begannen rings um Leipzig die Kanonen auf's Neue zu donnern. Auf

allen Seiten ward die Stadt von den Armeen der Verbündeten angegriffen; im Süden stand der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg mit der österreichischen Armee, im Osten der russische General Bennigsen und der Kronprinz von Schweden, im Norden Blücher mit den Preußen und dem russischen Corps unter Sacken.

Nun drauf, drauf! schrie Blücher seinen Truppen zu. Der General Bülow hat das Halle'sche Thor angegriffen, wir müssen ihm zu Hülfe kommen, denn die Franzosen sind eigensinnig und wollen's Thor nicht aufmachen.

Eben krachte wieder ein ganzer Kartätschenhagel aus den Kanonen, welche die Franzosen im Innern des Thores hatten aufpflanzen lassen, und warf Tod und Verderben in die Reihen der Angreifenden.

Wir müssen dem Bülow Verstärkung bringen, schrie Blücher. General Sacken muß mit seinen Truppen vorwärts! Mit leichtem Fußvolk müssen wir gegen das Thor andringen! Auf! Auf! Vorwärts! Vorwärts!

Und mit hochgeschwungenem Säbel sprengte Blücher an die Seite des Generals Sacken, der

eben mit seinen Russen auf das Hallische Thor zustürmte.

Vorwärts! Vorwärts! donnerte Blüchers Zuruf den Truppen entgegen. Die Russen verstanden ihn nicht, aber sie sahen dieses vor Ungeduld und Kampfeswonne flammende Angesicht, diese blitzenden Augen, diese erhobene Hand, die mit dem Säbel nach dem Thor hindeutete, und sie verstanden dieses: Vorwärts! Vorwärts! das wie Gewehrfeuer fort und fort von diesen zuckenden Lippen flammte.

Vorwärts! Perod! jubelten die Russen. Vorwärts! Perod!

Die Kartätschen des Feindes und die knatternden Schüsse der feindlichen Plänkler hinter der Mauer übertönte ihr frohes Rufen.

Aber wie der Donner der Kanonen sich verlor, wie der Dampf sich verzog, da sah man wieder das flammende Antlitz des alten Generals mit den jungen blitzenden Augen, und dem langen, weißen Schnurrbart. Hoch zu Roß hielt er, mitten im Kugelregen der Plänkler, und wieder und wieder tönte es von seinen Lippen: Vorwärts! Vorwärts!

Hurrah, Marschall Perod! Marschall Vorwärts! riefen die Russen.

Das ist der kleine Souwarow! lachten Andere von ihnen. Es lebe der kleine Souwarow! Es lebe der Marschall Perod!

Und mit diesem Schlachtruf zu Ehren Blücher's stürmten die Russen mit erneuerter Gewalt gegen das Thor an.

Während dies vor den Thoren Leipzigs geschah, weilte Napoleon noch immer im Innern der Stadt. Er hatte die ganze Nacht mit Caulaincourt und Berthier gearbeitet, dann am Morgen hatte er ein wenig geschlummert, und jetzt um zehn Uhr dictirte er den beiden Generälen seine letzten Befehle.

Von außen vernahm man den Donner der Kanonen, das Krachen der zusammenstürzenden Gebäude, das Wehklagen, Winseln und Schreien der geängsteten Einwohner. Die Kanonen rasselten vorüber, Regimenter trabten daher, und verschwanden um die nächste Straßenecke, es war ein wüstes Durcheinander, ein Bild des Schreckens und der Verstörung.

Aber hier im Zimmer des Kaisers bot Alles ein Bild des Friedens und der Ruhe dar. Caulaincourt und Berthier saßen an ihren Tischen und schrieben. Der Kaiser ging, die Hände auf dem Rücken ge-

faltet, langsam auf und ab. Nicht einmal horchte er hin nach dem Lärm da außen, mit ruhiger, fester Stimme dictirte er seine Befehle, und ehern und ruhig wie immer war sein Angesicht.

Dem Marschall Macdonald, schloß jetzt der Kaiser seine Instructionen, dem Marschall Macdonald übertrage ich die Vertheidigung der Stadt und der Vorstädte; er behält dazu sein eigenes Corps, das von Lauriston, Poniatowsky und Reynier. Er wird die Stadt so lange halten, bis die Corps von Marmont und Ney abgezogen sind, und auch die Nachhut in sicherm Abzug begriffen. Sobald diese Truppen die Pleißebrücke passirt haben, wird diese Brücke in die Luft gesprengt!

Er nickte den Generälen zu, und das Zimmer durchschreitend, öffnete er sodann die Thür des Vorgemachs.

Zu Pferde, meine Herren, zu Pferde! rief er den dort versammelten Generälen zu. Aufgebrochen! Nach Erfurt!

Langsam schritt er die Treppe hinunter, und schwang sich auf sein Pferd. Die Generäle und Adjutanten waren ihm schweigend gefolgt, und ritten hinter ihm her.

Aber der Kaiser wandte sein Pferd nicht nach der Seite hin, wo die Truppen in dichten Colonnen dahin zogen, er ritt dem Marktplatz zu, und vor dem großen, alterthümlichen Hause dort in der Mitte des Platzes hielt er sein Pferd an.

In diesem Hause wohnte der König von Sachsen mit seiner Gemahlin.

Bleiben Sie, rief der Kaiser seinem Gefolge zu, indem er sich vom Pferde schwang, und an den salutirenden Schildwachen vorüber in das Haus eintrat. —

Droben in dem kleinen Wohnzimmer des Königs herrschte tiefes Schweigen. Es befanden sich in demselben der alte König Friedrich August, seine Gemahlin und die Prinzessin Auguste.

Der König saß auf seinem Lehnstuhl, die Hände im Schooß gefalten, die trüben, glanzlosen Augen den Fenstern zugewandt, die fort und fort klirrten von den Kanonenschüssen und dem Knattern des Gewehrfeuers.

Die Königin saß unfern von ihm, und so oft ein neuer Kanonendonner rollte, ächzte sie laut, und bedeckte sich das Antlitz mit dem von ihren Thränen schon feuchten Taschentuch.

Die Prinzessin Auguste knieete in einer Ecke des Zimmers und murmelte Gebete, während Ströme von Thränen über ihre Wangen dahin flossen.

Oh, oh, murmelte die Königin jetzt, wie von außen eine neue Salve des Gewehrfeuers krachte, oh warum trifft nicht eine Kugel mein Herz, und tödtet mich!

Vater dort droben, und Ihr Heiligen Alle erbarmt Euch unserer! betete die Prinzessin mit lauterer Stimme.

Verleihe dem großen, dem edlen Kaiser Napoleon den Sieg, mein Gott, seufzte der König. Ich liebe ihn wie ein Vater, und er hat allzeit mir die Liebe eines Sohnes dargebracht. Ich bin ihm treu geblieben, als Alle von ihm abfielen. Strafe also meine Treue nicht, mein Herr und Gott, verleihe Napoleon den Sieg, damit auch ich wieder glücklich werde!

Ein Schrei tönte jetzt von den Lippen der Königin, und sie flog empor von ihrem Sitz.

Der Kaiser! rief sie, nach der Thür hinschauend.

Ja, dort in der offenen Thür, diese Gestalt in dem grauen, hoch zugeknöpften Ueberrock, mit dem

kleinen Hut auf dem Kopf, mit dem bleichen, steinernen Angesicht, ja, das war der Kaiser Napoleon.

Ich komme, um Abschied zu nehmen, sagte er, langsam und ruhig vorwärts schreitend zu dem Lehnstuhl des Königs.

Abschied, ächzte Friedrich August, in den Sessel zurücksinkend. Es ist also Alles verloren!

Nein, nicht Alles, Sire, sagte Napoleon feierlich. Wir haben eine Schlacht verloren, aber nicht die Ehre. Das Glück der Schlachten ist wechselnd. Es hat sich diesmal, nach zwanzigjährigen Siegen, gegen mich erklärt. Aber die Ehre und der Ruhm ist mir geblieben. Ich habe vier Tage einer Armee gegenüber gestanden, die mir dreifach überlegen war an Zahl der Truppen und der Geschütze, und sie haben mich nicht bezwungen, ich habe freiwillig das Schlachtfeld geräumt, nicht in wilder Flucht, wie die Preußen bei Jena, die Oesterreicher bei Austerlitz thaten. Unsere Ehre ist uns geblieben! Damit müssen wir uns für diesmal begnügen!

Oh Sire, rief der König mit Thränen in den Augen, wie großmüthig Sie sind! Sie sprechen von *unserer* Ehre! Ich aber habe meine Ehre verloren, denn meine Truppen haben Verrath geübt,

haben mitten in der Schlacht meinen edlen, geliebten Bundesgenossen verlassen! Oh, Sire, Vergebung! Vergebung! Ich bin nicht Schuld an dem Verrath meiner Truppen!

Und indem der König sich aus dem Fauteuil erhob, machte er eine Bewegung, als wolle er vor dem Kaiser niederknieen. Aber dieser hielt ihn mit seinen Armen aufrecht, und drückte ihn alsdann leise wieder in den Lehnstuhl nieder.

Sire, sagte er, der Verrath ist eine Krankheit, die jetzt in Deutschland zu einer Epidemie geworden. Alle, die jetzt da gegen mich kämpfen, sind zu Verräthern an mir geworden, denn sie waren Alle meine Bundesgenossen, und während sie noch mit mir unterhandelten, hatten sie schon sich wider mich verbündet. Ihre Sachsen sind von den Baiern, den Würtembergern und den Badensern angesteckt worden.

Ach, seufzte der König, ich dachte besser von meinen Sachsen! Sie sind zu Verräthern geworden, und nie wird sich mein Herz darüber trösten.

Aber es ist jetzt nicht Zeit, sich irgend einem Kummer hinzugeben, sagte Napoleon. Ew. Majestät müssen sogleich Leipzig verlassen. Sie dürfen sich nicht den Gefahren einer Capitulation aussetzen,

die leider unabweislich geworden. Kommen Sie, Sire, vertrauen Sie sich mir an. An meiner Seite und inmitten meiner Truppen werden Sie ungefährdet sein!

Nein, sagte der König entschlossen, nein, ich bleibe! Mögen sie mich tödten, ich bin der Gefahren, des Fliehens müde. Ich bleibe! Aber Sie, Sire, Sie müssen eilen! Verlassen Sie uns! Ihr kostbares Leben darf nicht gefährdet werden! Jede Minute vermehrt die Gefahr! Eilen Sie, Sire, sich Ihrem Volke, Ihrer Gemahlin, Ihrem Sohn zu erhalten!

Meinem Sohn, sagte Napoleon, und zum ersten Mal zuckte etwas wie ein Schmerzensausdruck über sein Antlitz hin. Armer kleiner König von Rom, dem sein eigener Großvater die Krone von den blonden Locken reißen will. — Er ließ sein Haupt auf seine Brust sinken, und starrte düster vor sich hin.

Sire, eilen Sie! flehte der König. Eilen Sie! wiederholten die Königin und die Prinzessin.

In diesem Augenblick rollte ein furchtbarer Kanonendonner daher, und die Fenster klirrten von dem Geprassel der Gewehrschüsse.

Die Königin bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und ächzte laut, die Prinzessin war wieder auf die Kniee gesunken und betete, der König hatte das Haupt zurückgelehnt an den Fauteuil und lag da todesbleich, mit geschlossenen Augen.

Napoleon allein stand aufrecht; sein Gesicht war schon wieder ruhig und unergründlich, seine düster flammenden Blicke waren den Fenstern zugewandt, und mit Aug' und Ohr schien er dem Geräusch der Schüsse zuzuhören.

Jetzt aber ward die Thür mit Heftigkeit geöffnet, und der General Caulaincourt erschien bleich und athemlos auf der Schwelle.

Sire, sagte er, Sie müssen fort! Bernadotte hat eine der Vorstädte mit Sturm genommen, der General Blücher hat das Hallische Thor erstürmt, und Blücher, Benningsen und Schwarzenberg rücken von allen Seiten in die Stadt ein, so daß unsere Truppen sich von Haus zu Haus vertheidigen müssen.

Sire, Erbarmen! Retten Sie sich! rief der König, in Thränen ausbrechend. Mein Gott, ich kann Ihnen nicht mehr helfen, Ihnen nicht mehr beistehen! Ich habe nichts mehr, das ich Ihnen geben könnte, nichts als mein Leben, und dies ist

werthlos! Retten Sie sich, Sire, wenn Sie nicht wollen, daß ich zu Ihren Füßen sterben soll.

Sire, rief Caulaincourt, jede Minute vergrößert die Gefahr. Noch eine Viertelstunde, und Ew. Majestät werden die eingenommene Stadt vielleicht nicht mehr verlassen können.

Napoleon wandte sich mit einer stolzen Bewegung seinem General zu. Ach, sagte er mit einem wunderbaren Ausdruck, habe ich denn nicht ein Schwert an meiner Seite? — Aber, da Sie es wünschen, Sire, da Sie sich um mich ängstigen, will ich gehen! Leben Sie wohl! Möchten wir uns einst glücklicher wiedersehen!

Sire, dort oben! sagte der König feierlich, mit der Hand gen Himmel deutend. Dann hob er sich rasch aus seinem Fauteuil empor, und sich Napoleon nahend, der eben von der Königin und der Prinzessin Abschied genommen, legte er seinen Arm in den des Kaisers und führte ihn hastig aus dem Zimmer, über den Flur die Treppe hinunter.

Hier am Fuß der Treppe blieb er stehen, und den Kaiser mit Heftigkeit in seine Arme schließend, flüsterte er: leben Sie wohl, Sire. Ich fühl's, es ist ein Abschied auf Leben und Tod! Ich werde

Sie dort oben erwarten! Jetzt, Sire, kein Wort weiter. Eilen Sie!

Er wandte sich um, und ging langsam, gesenkten Hauptes, die Treppe wieder hinauf.

Der Kaiser schwang sich auf sein Pferd und schlug jetzt den Weg nach dem Ranstädter Thor ein. Hinter ihm ritten Berthier, Caulaincourt und einige Generäle, eine Reiterescorte folgte ihnen nach.

Die Straßen boten ein Bild der Verwüstung und des Grauens dar, das, je mehr sie sich dem Thor näherten, desto furchtbarer und entsetzlicher ward.

Geschütze, Munitionswagen, Fußgänger, Reiter, schreiende Weiber, jammernde Verwundete, ächzende Sterbende, dazwischen brüllende Kühe, Schafe und Schweine, Alles in einem wirren Knäuel durcheinander geschoben, machte hier den Weg undurchdringlich.

Napoleon lenkte sein Pferd um, und schlug den Weg nach dem Petersthor ein. Langsam und in vollkommen ruhiger Haltung ritt er die Kloster- und die Burgstraße dahin. Nicht Ein Zug in seinem Gesicht verrieth Unruhe oder Verlegenheit, es war ernst, feierlich und unergründlich wie immer.

Am innern Petersthor angelangt, fand man indessen hier dasselbe Gedränge, wie an dem andern Thor. Diesmal lenkte der Kaiser sein Pferd nicht wieder um, er wandte das Haupt nur zur Seite und sagte mit lauter Stimme: Platz machen!

Sofort sprengten die Generäle und die Reiter-Escorte vor, und ihre Degen entblößend, ihre Pferde in Galopp setzend, sprengten sie mitten hinein in das wüste Getümmel, Diejenigen mit dem Degen zurücktreibend, welche fliehen konnten, Diejenigen zu Boden tretend, welche nicht rasch genug sich entfernten, und die Hindernisse, die sich ihnen in den Weg legen wollten, unter den Hufen ihrer Pferde, oder mit der Schärfe ihrer Schwerter beseitigend.

In fünf Minuten war ein Weg für den Kaiser offen, nur lagen noch mehr Verwundete jetzt zu den Seiten des Weges, nur bezeichneten einige Leichen, die mitten auf der Straße lagen, die gewaltsame Art, mit welcher die Reiter sich Bahn gebrochen.

Der Kaiser achtete gar nicht darauf, stumm und gleichgültig hatte er während des Dreinhauens seiner Escorte vor sich hingeschaut, stumm und gleichgültig ritt er jetzt weiter, gefolgt von seinen Generälen, die mit düster grollenden Mienen ihm folgten.

Endlich lag die Stadt hinter ihm, endlich war die Elsterbrücke passirt und die Mühle von Lindenau erreicht, in welcher der Kaiser sein Quartier nehmen wollte.

Constant und Roustan waren mit den Bagage- und Gepäckwagen des Kaisers schon früher dahin abgegangen, und hatten das Zimmer des Kaisers bereitet.

Napoleon schritt rasch in dasselbe hinein, und Constant mit einem Kopfnicken begrüßend, sagte er: nur noch ein wenig Geduld! In acht Tagen sind wir in Paris, und da sollt Ihr Alle Euch erholen! Wir werden uns jetzt für immer nach Paris begeben! Wir werden unser schönes Frankreich nicht wieder verlassen! Es soll ein schönes und friedliches Leben werden! Ach, wie wird die Kaiserin sich freuen, und wie schön wird es sein, den kleinen König von Rom endlich wieder umarmen, und mit ihm spielen zu können!

Es hatte etwas Erschütterndes, Wehmüthiges, diesen sonst so kalten, verschlossenen Mann, diesen Feldherrn, der eben aus einer verlornen Schlacht heimkehrte, mit so innigem und zärtlichem Ton von seiner Heimkehr und von seinem Kinde sprechen zu

hören, zu sehen, wie seine starren Züge sich unter dem Zauber seiner Erinnerungen belebten, wie der Schimmer eines traurigen Lächelns sich auf seine Lippen stahl.

Aber dieser Schimmer verschwand schnell wieder, und mit einem tiefen Seufzer ließ der Kaiser sein Haupt auf seine Brust sinken.

Ew. Majestät sollten versuchen, ein wenig zu schlafen, sagte Constant mit leiser, flehender Stimme.

Ja, schlafen! rief Napoleon, ich will schlafen! Schlafen heißt vergessen!

Es war der erste, der einzige Klagelaut, dem er erlaubte, auf seine Lippen zu treten, auch schien er denselben schon zu bereuen, denn er warf, während er sich auf das Feldbett niederwarf, einen finsteren Blick hinüber zu Constant, und als wolle er ihm beweisen, wie leicht ihm das Vergessen und das Schlafen werde, war er nach wenigen Minuten schon eingeschlafen.

Von dem nahen Leipzig herüber tönte das laute Donnern der Kanonen, welche den letzten Kampf der Franzosen und der Verbündeten bezeichneten. Der Schlummer des Kaisers ward nicht dadurch gestört. Zu oft hatte ihm der rollende Kanonen-

donner als Wiegenlied gedient, er vermochte auch heute nicht, seinen Schlaf zu unterbrechen.

Plötzlich jedoch ertönte eine so furchtbare Explosion, daß der Boden wankte und die Fenster des Zimmers klirrend zerbrachen, daß das Bett, auf welchem der Kaiser ruhte, wie von unsichtbaren Armen gepackt, von der Wand fortgeschoben ward.

Napoleon sprang empor und blickte fragend um sich her. Was war das? fragte er. Es war kein Kanonenschuß, es war eine Explosion.

Er verließ rasch die Mühle und trat vor die Thür. Dort standen die Generäle und schaueten mit gespannten Blicken nach Leipzig hinüber. Der Donner der Kanonen war verstummt, hier und da sah man helle Flammen aus den Dächern der Häuser auflodern, die eine Hälfte der Stadt aber war ganz und gar in lichte Dampfwolken eingehüllt, so daß man nicht vermochte, irgend etwas zu sehen und zu unterscheiden.

Dort hat eine Explosion stattgefunden, sagte Napoleon, nach dieser Seite hindeutend.

In diesem Moment sah man einige Reiter in sausendem Galop dahersprengen der Mühle zu,

ihnen voran, in glänzender Uniform, die Brust mit blitzenden Orden geziert, der König von Neapel.

Wenige Schritte von dem Kaiser hielt er sein Pferd an und sprang ab.

Murat, rief der Kaiser ihm entgegen, was giebt es denn? Was ist geschehen?

Der König näherte sich ihm rasch. Sire, sagte er, ein fürchterliches Unglück ist geschehen. Die Elsterbrücke, die einzige Uebergangspassage für unsere Truppen, ist in die Luft geflogen!

Und unsere Truppen? rief der Kaiser.

Sire, die Arrièregarde von zwanzigtausend Mann befindet sich noch am jenseitigen Ufer und hat jetzt keinen Weg zu ihrer Rettung mehr.

Der Kaiser stieß einen Schrei aus, der halb dem Schmerz, halb dem Zorn angehörte. Ach, rief er, auf diese Weise also befolgt man meine Befehle! Oh mein Gott, zwanzigtausend meiner Braven sind verloren, rettungslos verloren!

Er schlug seine beiden Hände gegen seine Schläfen und blickte starr, verzweiflungsvoll vor sich hin.

Niemand wagte ihn zu stören, stumm, mit düsteren Blicken umstanden ihn seine Generäle.

Wieder nach einiger Zeit sprengten einige Reiter daher, ihnen voran ein General in triefenden Kleidern und ohne Hut.

Sire, dort kommt der Marschall Macdonald, rief Murat lebhaft.

Napoleon sprang bewegt und rasch einige Schritte vorwärts, dem Marschall entgegen, der sich eben vom Pferde geschwungen hatte.

Sie kommen aus dem Wasser, Marschall? fragte Napoleon, auf seine nasse Uniform hindeutend.

Ja, Sire. Ich habe mich durch Schwimmen an das jenseitige Ufer gerettet, und ich komme Ew. Majestät zu melden, daß die Truppen, welche Ew. Majestät mir anvertraut hat, ohne meine Schuld verloren gegangen sind. Sire, es sind zwanzigtausend Mann, und ich komme allein. Ich komme, um mein Leben zu Ew. Majestät Füßen niederzulegen.

Gott sei Dank, daß wenigstens Sie uns erhalten sind, sagte der Kaiser, Macdonald die Hand darreichend. Aber Sie sagen, die Truppen sind verloren? Es ist also für die Soldaten nicht möglich, was für Sie doch möglich war? Sie können nicht schwimmend das andere Ufer erreichen?

Sire, meine Rettung gleicht einem Wunder. Ich verdanke sie meinem Pferde, das mit der Angst der Todesverzweiflung mich hinüberbrachte, ich verdanke sie Gott, der vielleicht Ew. Majestät einen getreuen und bis in den Tod ergebenen Diener erhalten wollte. Aber neben mir sind nicht minder getreue Diener Ew. Majestät von den Wellen fortgerissen, und am anderen Ufer stehend, sah ich sie als Leichen dahin treiben.

Wer? fragte Napoleon kurz, mit fast barschem Ton.

Sire, der General Dumoustier gehört zu Denen, welche ertranken; aber er ist nicht das schmerzlichste Opfer dieses Tages.

Wer ist es denn, reden Sie! rief der Kaiser, und einen hastigen, angstvollen Blick umherwerfend, schien er die Anwesenden zu zählen, um zu sehen, wer von ihnen fehle.

Sire, sagte Macdonald mit trauriger, zitternder Stimme, Sire, der Fürst Joseph Poniatowsky stürzte sich mit seinem Pferde in den Fluß —

Und er ist ertrunken? schrie Napoleon.

Ja, Sire, er hat das jenseitige Ufer nicht erreicht!

Der Kaiser schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht und ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner Brust hervor.

So saß er eine Zeit lang da, verhüllten Hauptes, unbeweglich; dann ließ er die Hände wieder von seinem Antlitz gleiten, das jetzt wirklich wie Marmor anzuschauen war, blutleer, unbeweglich.

Und meine Soldaten? fragte er; versuchten sie es auch, sich zu retten, wie Poniatowsky es that?

Ja, Sire! Tausende stürzten sich in den Fluß, aber nur Wenigen ist es gelungen, sich zu retten, die Anderen sind ertrunken; und die noch dort drüben am jenseitigen Ufer sich befanden, werden die Gefangenen der Verbündeten sein, denen jetzt die Stadt gehört.

Zwanzigtausend Mann sind verloren, seufzte Napoleon, und er versank wieder in sein starres Hinbrüten. Nach einiger Zeit hob er indessen sein Haupt wieder empor und warf einen flammenden Blick auf Macdonald.

Herr Marschall, sagte er, Sie werden diese Sache auf das Strengste untersuchen, Sie werden mir den Schuldigen nennen, der es wagte, meinen Befehlen Hohn zu sprechen. Er ist der Mörder

von zwanzigtausend meiner Braven! Er hat den Tod verdient, und ich werde ihn nicht begnadigen.

Sire, er steht schon vor seinem höchsten Richter! Es war der Sappeur-Corporal, der beauftragt war, die Lunte an die Minen zu legen, sobald unsere Truppen die Brücke passirt hätten. Er glaubte den Feind auf die Brücke vorrücken zu sehen und legte Feuer an die Minen. Dann stürzte er sich in die Elster und ertrank.

Es ist gut für ihn, daß er todt ist, sagte Napoleon. Gott wird milder mit ihm sein, als ich es gewesen wäre. Zu Pferde, meine Herren, zu Pferde!

Er ging langsam, gesenkten Hauptes, zu seinem Pferde hin, und leise murmelten seine Lippen: Eine zweite Beresina! Sie kostet mich zwanzigtausend meiner Soldaten.

Die Generäle folgten ihm zu den Pferden, und wie sie ihn so gebeugt dahin schreiten sahen, murmelten sie leise untereinander: Seht ihn jetzt, wie er zerbrochen ist! Gerade so kam er aus Rußland! Er hat keine Kraft, das Unglück zu ertragen! —

Während der Kaiser mit seinem Gefolge lang-

sam und traurig die Straße nach Markrannstädt einschlug, hielten die Verbündeten ihren Einzug in Leipzig.

Voran ritten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, ihnen folgte der glänzende Generalstab, und hinter diesem kamen mit klingendem Spiel die siegreichen Truppen. Noch donnerten die Kanonen, aber lauter noch donnerte das Jubelgeschrei, das Jauchzen des Volkes, das zu Tausenden durch die Straßen daherströmte, um die Fürsten, die siegreichen Truppen zu empfangen. Die Fenster aller Häuser waren jetzt geöffnet, und an ihnen standen die Bewohner derselben mit freudeleuchtenden Angesichtern, weiße Tücher in den Händen haltend, mit denen sie den Einziehenden ihre Grüße zuwinkten. Vergessen war jetzt alle Angst, alle Todesgefahr, vergessen, was man noch vor einigen Stunden von den Feinden zu erdulden gehabt. Jetzt waren die Freunde, die längst ersehnten Freunde da, und man begrüßte sie mit Thränen, mit Jauchzen der Lust, mit Freudenrufen, die in Dankgebeten, mit Dankgebeten, die in Freudenrufen endigten. Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken, und verkündeten mit ihren

feierlichen, ehernen Zungen die Wiederauferstehung Deutschlands!

Unter diesem Glockengeläute, unter dem Donnern der Kanonen, unter dem Zujauchzen von Tausenden und aber Tausenden ritten die Monarchen hin auf den großen Marktplatz; gerade vor dem Hause des Königs von Sachsen hielten sie an, aber kein einziger Blick der Monarchen wandte sich hinauf zu den Fenstern, hinter deren geschlossenen Vorhängen die unglückliche Königsfamilie weilte, und deren Anwesenheit man ganz und gar vergessen zu haben schien.

Die beiden Monarchen stiegen von ihren Pferden, denn jetzt kam von der anderen Seite daher der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, an der Spitze seiner Garden, und dort drüben durch die andere Straße nahte sich der Oberfeldherr der Verbündeten, der Fürst Schwarzenberg.

Bis in die Mitte des Platzes schritten jetzt die Monarchen vor, und mit ihnen zugleich langten Bernadotte und Schwarzenberg dort an. Auf einmal tönte unermeßliches Jubelgeschrei daher, das sich näher und näher heranwälzte, und unter diesem

Schreien und Jauchzen ritt Blücher an der Spitze seines Stabes auf den Marktplatz.

Wie er die Monarchen erblickte, hielt er sein Pferd an und schwang sich mit jugendlicher Leichtigkeit aus dem Sattel, um zu Fuß zu ihnen hinzugehen. Aber schon war der Kaiser Alexander, ihm zuvorkommend, an seiner Seite.

Gott grüße Sie, Held Blücher! rief der Kaiser, ihn innig umarmend. Sie haben erfüllt, was Sie uns in Breslau versprochen. Sie sind der Befreier Deutschlands geworden. Ihr tapferes Schwert, Ihr Heldensinn hat gesiegt. Kommen Sie, ich muß Sie dem König von Preußen zuführen!

Er nahm den Arm Blüchers, und indem er mit ihm vorschritt, rief er: Sire, ich bringe Ihnen hier Ihren Helden, Ihren Blücher!

Sie bringen mir den Feldmarschall Blücher, sagte der König. Gott grüße Sie, Herr Feldmarschall!

Sire, rief Blücher, Sie geben mir da einen Ehrentitel —

Den Sie verdient haben, unterbrach ihn der König. Danken Sie mir nicht, denn wenn Sie mir danken wollen, weil ich Ihnen einen Titel und

eine Würde gebe, wie soll ich Ihnen alsdann danken, der Sie mir viel Größeres und Heiligeres gegeben? Ich weiß, was ich Ihnen schulde, Blücher, Ihre Energie, Ihr Muth, Ihre Entschlossenheit und Ihr Feuer, sie haben uns die schönsten Siege erkämpft!

Ich habe blos meine Schuldigkeit gethan, Majestät! rief Blücher frohmüthig. Aber ich denke, wir haben die Arbeit noch lange nicht fertig, Majestät, sondern wir sind erst heute am Anfange unserer Arbeit. Es ist nicht genug, daß wir die Franzosen aus Leipzig gebracht, wir müssen sie auch verfolgen und ganz und gar aus Deutschland jagen. Dazu müssen wir eilig sein. Wir haben nicht Zeit, auf unseren Lorbeern zu ruhen und Dankeshymnen zu singen, sondern die Hauptsache ist, daß wir den Feind verfolgen, aber kräftig und nachdrücklich verfolgen!

Schon wieder der brausende Hitzkopf, dessen Feuergeiste Alles viel zu langsam geht, rief der Kaiser Alexander lächelnd. Jetzt frage ich Sie auch, wie der König Sie in Breslau fragte: Wie alt sind Sie denn eigentlich? Sie, der Sie niemals der Ruhe bedürfen, wie andere arme Sterbliche, wie

ich zum Beispiel? Ich bekenne, daß ich mich nach allen diesen Aufregungen und Strapazen ein wenig nach Ruhe sehne, und es gar nicht übel nehmen würde, wenn heute gar nicht mehr an Krieg und Verfolgung gedacht würde. Aber Sie wollen vorwärts, immer vorwärts!

Sire, rief der König, der sich eben mit dem General Sacken unterhalten hatte, ich höre soeben, daß Ihre Truppen mir zuvorgekommen sind, und Blücher einen Titel gegeben haben, der schöner ist, als mein Feldmarschallstitel. Sie haben ihm am Hallischen Thore laute Vivats gebracht und haben ihn den Marschall Vorwärts genannt!

Ach, ich möchte meine Soldaten umarmen für dies schöne Wort, rief Alexander. Das ist ein Ehrentitel, Blücher, den kein Fürst zu verleihen vermag, den nur das eigene Verdienst und die Anerkennung des Volkes schaffen und geben kann. Ja, Sie sind der Marschall Vorwärts, und als Solchen wird die Geschichte Sie immerdar nennen, und das Solchen wird Deutschland Sie lieben, preisen und segnen. Sie sind der Marschall Vorwärts! Sie haben sich den Titel verdient durch Ihre Thaten, und die Soldaten haben Ihnen denselben verliehen

als Zeichen ihrer Anerkennung. Die Soldaten aber sind ein Theil des Volkes, und des Volkes Stimme ist Gottes Stimme! Gott grüße Sie also, Marschall Vorwärts!

Eben nahte sich von der anderen Seite des Marktplatzes ein feierlicher Zug. Vier und zwanzig weiß gekleidete Mädchen kamen daher. Sie hielten Alle Lorbeerzweige in den Händen, während die ersten drei auf seidenen Kissen Lorbeerkränze dahertrugen. Mit diesen Kränzen nahten sie sich dem Kaiser dem König und dem Kronprinz von Schweden, mit sinnigen Worten sie den Fürsten darbietend *).

Der Kaiser nahm den dargereichten Lorbeerkranz, und mit einer anmuthigen Bewegung drückte er ihn rasch auf Blücher's Haupt.

Ich vertrete dies Mal die Muse der Geschichte, sagte er, und ich kröne den Marschall Vorwärts, wie es ihm gebührt.

Und ich, sagte der Kronprinz von Schweden, seinen Lorbeerkranz dem Fürsten Schwarzenberg dar-

---

*) Der Kaiser von Oesterreich war nicht mit den Monarchen zugleich eingezogen, sondern kam erst am Nachmittag nach Leipzig, blieb eine Stunde kaum dort, und kehrte dann wieder auf Rötha zurück. Siehe Beitzke, II.

reichend, ich reiche den Lorbeerkranz dem Oberfeldherrn aller unserer Heere, und ich wünsche ihm Glück, einen Sieg erfochten zu haben, über den so viele Völker jauchzen, und der seinen Namen in späten Jahrhunderten verherrlichen wird.

Ach, rief Schwarzenberg fast beschämt, ich habe leider nur Geringes thun können! Ich habe nur die Befehle der Monarchen getreu erfüllt, und den Feldherren und Kriegsheeren allein ist der Sieg zu danken *).

Der König allein sagte nichts. Er behielt seinen Kranz und schaute auf ihn nieder mit sinnenden, tiefernsten Blicken.

Die feierlichen Präsentationen waren zu Ende und die Fürsten schickten sich an, in die für sie bereiteten Quartiere sich zu begeben.

Ich hoffe, Sire, wir bleiben diesen Tag Alle beisammen? fragte Alexander, sich an den König wendend.

Ich bitte, mich zu entschuldigen, Sire, sagte Friedrich Wilhelm, sich verneigend, ich gedenke heute

*) Die eigenen Worte des Fürsten Schwarzenberg. Beitzke. II. p. 639.

Abend nach Berlin zu reisen, aber ich werde in einigen Tagen wiederkehren.

Aber Sie, nicht wahr, Sie bleiben? fragte Alexander, sich an Bernadotte wendend.

Ich bleibe, ganz Ew. Majestät zu Befehl, sagte der Kronprinz von Schweden mit verbindlichem Lächeln. Meine Truppen bedürfen der Ruhe.

Ja, seine Truppen bedürfen immer der Ruhe, murmelte Blücher in sich hinein, ich glaube —

Eben wandte sich der Kaiser Alexander zu ihm hin. Nun, Herr Feldmarschall, fragte er, nicht wahr, Sie bleiben auch? Ich bitte Sie, heute mein Gast zu sein.

Sire, ich bedauere, daß ich diese gnädige Einladung nicht annehmen kann, sagte Blücher. Ich kann nicht bleiben, und meine Truppen bedürfen, Gott sei Dank, nicht der Ruhe. Ich werde sogleich aufbrechen, um den Feind zu verfolgen. Es ist nicht genug, daß man siegt, man muß auch seine Siege zu benutzen wissen. Heute Abend marschire ich weiter! Mein nächstes Nachtquartier werde ich in Schkeuditz nehmen.

Marschall Vorwärts! Immer der Marschall Vorwärts! rief Alexander lächelnd. Kommen Sie,

Sire, lassen Sie uns eilen, zu Tische zu kommen, sonst erlaubt er uns nicht einmal, zu essen, sondern wir müssen Alle gleich wieder auf und davon.

Er nahm den Arm des Königs und ging mit ihm zu den bereitstehenden Pferden. Eben im Begriff aufzusteigen, wandte er sich nach einem seiner Adjutanten. Ach, sagte er lebhaft, noch eine Kleinigkeit, die ich fast vergessen hätte! General Petrowitsch, gehen Sie doch da hinauf — er deutete mit der Hand rückwärts nach dem Hause des Königs von Sachsen — gehen Sie da hinauf, und zeigen Sie dem König von Sachsen in meinem Namen an, daß er Gefangener ist*). Lassen Sie eine Wache von dreißig Mann vor das Haus stellen!

Am Abend dieses Tages ritt Blücher an der Seite Gneisenau's, gefolgt von seinem Generalstab, aus dem Thor von Leipzig, um seinen Truppen zu folgen, die schon seit dem Mittag sich auf der Straße nach Schkeuditz befanden.

Na, sagte Blücher, behaglich seine Pfeife rauchend, das muß man sagen, Orden und Titel hat's heute genug geregnet, und wir haben alle recht tüchtig in

---

*) Beitzke. II. 652.

der Traufe gestanden. Na, ich bin also nun Feldmarschall, habe vom Kaiser von Oesterreich den Theresienorden und vom Kaiser von Rußland einen schönen goldenen Ehrensäbel, den ich meiner Male zum Andenken mitbringen will. Und Sie, Gneisenau, Sie haben doch auch unter der Traufe gestanden?

Ei ja, sagte Gneisenau gelassen, habe Ordensbänder von allen drei Monarchen erhalten. Sie haben Recht, es war heute den ganzen Tag ein Platzregen von Orden, Titeln und Würden, und kein General, kein Würdenträger und Diplomat ist vergessen worden. Der Graf Metternich ist heute, wie Sie wissen, von seinem Souverain wegen seiner ausgezeichneten diplomatischen Geschicklichkeit in den Fürstenstand erhoben worden, und der Fürst Schwarzenberg hat, da er schon die höchsten österreichischen Orden besitzt, die Erlaubniß von seinem Monarchen erhalten, das Zeichen der Habsburger in seinem Wappen zu führen.

Die beiden haben sehr unter der Traufe, aber wenig im Kugelregen gestanden, bemerkte Blücher lakonisch. Soll mich mal wundern, was der Kron-

prinz von Schweden alle für Belohnungen und Ehren bekommen wird.

Er hat die höchsten preußischen, österreichischen und russischen Orden bekommen, rief Gneisenau mit einem höhnischen Lachen. Wie gesagt, es ist Niemand vergessen worden, außer Einem!

Wer denn? fragte Blücher. Wer ist vergessen? Wer hat keine Belohnungen bekommen?

Feldmarschall, Derjenige, der sie am meisten verdient hatte! Derjenige, der sein Leben, sein Gut und Blut freudig und jauchzend hingegeben, der keine Versprechungen, keine Belohnungen und Ehren begehrt hat, der Alles that um der Ehre willen, um der Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinem Fürsten.

Wie? rief Blücher zürnend. So Einen sollten die Fürsten vergessen haben zu belohnen?

Ja, Feldmarschall, sie haben ihn vergessen! Dieser Eine aber, das ist das Volk, das deutsche Volk! Dieses edle, begeisterte Volk, welches freudig und begeistert sein Blut dahin gegeben hat für die Befreiung des Vaterlandes, dessen Mütter und Gattinnen ihre Söhne und ihre Männer jubelnd in den Kampf ziehen ließen und sich selbst zu barm-

herzigen Schwestern für die Verwundeten und Kranken machten, dessen Männer und Jünglinge nicht zauderten, ihr Haus, ihre Familie, ihr Hab und Gut, ihre gesicherte Stellung zu verlassen, sondern freudig auszogen zur Befreiung des Vaterlandes, dessen Greise sich in Männer und dessen Knaben sich in Jünglinge verwandelten, um Theil zu nehmen an dem heiligen Kampf, — diese Alle, dieses große, edle deutsche Volk, das sein Blut und Leben hingegeben, dies hat keine Belohnung, nicht einmal eine Versprechung erhalten!

Aber Gneisenau, Sie sind wunderlich, sagte Blücher, seinen Schnurrbart durch seine Finger ziehend. Die Fürsten haben belohnt, was sich belohnen ließ. Aber wie sollten sie's denn machen, um das Volk zu belohnen? Was konnten sie denn thun?

Sie konnten ihre Völker belohnen, indem sie ihnen mehr Selbstständigkeit, mehr Ehre und Würde verliehen, sagte Gneisenau, indem sie ihnen die Verfassung geben, welche der König von Preußen in seinem Aufruf vom 18. März doch seinem Volk verheißen hat!

Ja, das ist wahr, sagte Blücher nachdenklich.

Na, dafür ist Stein da, und der wird den König schon mahnen an das, was Noth thut. Das ist ein Patriot und ein ächter Mann!

Ja, aber er ist allein, sagte Gneisenau traurig. Seine Stimme wird verhallen, wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Geben Sie Acht, Feldmarschall, die Versprechungen werden vergessen werden!

Na, rief Blücher, wir werden ja sehen! Vorläufig wollen wir uns bloß freuen, daß wir die große Völkerschlacht geschlagen haben, und daß der Bonaparte nun dran glauben muß. Nun kommt Alles darauf an, ihm schnell und ohne Erbarmen den Garaus zu machen. Sie kennen ja mein Feldgeschrei: Runter muß er! — Piepenmeister, he, Piepenmeister! 'Nen andern Stummel, der hier brennt nicht mehr! —

Und wie Napoleon und Blücher am 19. October Leipzig verließen, so verließ es auch am Abend desselben Tages der König Friedrich Wilhelm von Preußen, um nach Berlin zu gehen und mit seinem Volk sich des Sieges zu freuen und Gott zu danken für die gewonnene Schlacht.

Ganz Berlin jauchzte seinem König entgegen,

und der 20. October war ein Tag allgemeiner Lust und Freude, allgemeiner Erhebung und Dankbarkeit. Deutschland war nun frei, das fühlte Jeder, das erfüllte jedes Herz mit Freude und Entzücken, das wollte Jeder mit Thränen des Dankes und der Freude seinem König zurufen.

Tausende umstanden den ganzen Tag das königliche Schloß zu Berlin, um das stille, heitere Antlitz des Königs zu sehen, und so oft er sich an den Fenstern oder auf dem Balcon zeigte, grüßten sie ihn mit lautem Jubelgeschrei und freudigem Schwenken der Hüte und Tücher. Tausende auch drängten sich dem Dom zu, um dort vereint mit ihrem König Gott zu danken für den erlangten großen und herrlichen Sieg.

Ganz Berlin jubelte an diesem Tage; in jedem Haus, in jeder Familie fanden Feste statt zur würdigen Feier des Tages, überall aß, trank und jubelte man zu Ehren der großen Völkerschlacht von Leipzig.

Aber während dieses allgemeinen Jubels verließ der König ganz allein, ohne Gefolge, nur begleitet von seinem alten Freunde, dem General von Köckeritz, Berlin und fuhr nach Charlottenburg. Niemand achtete auf diese unscheinbare zweispännige Equi-

page ohne Wappen und Livrée, die da zum Brandenburger Thor hinausfuhr, und ganz unbemerkt gelangte der König nach Charlottenburg.

Aber er trat nicht in das Schloß ein, sondern befahl Köckeritz, den Kastellan zu rufen, damit dieser das Grabgewölbe der königlichen Gruft öffne; dann sich tiefer in seinen Mantel hüllend, unter dem er etwas zu verbergen schien, schlug der König den einsamen dunklen Pfad ein, der zu dem Mausoleum führte.

Langsam, erhobenen Hauptes, verloren in tiefe Gedanken ging der König eine Zeit lang in dieser düstern Allee von Taxus und Tannen auf und ab. Tiefe Stille, heiliger Friede umgab ihn hier. Kein Ton des Jubels und der Freude fand hier seinen Wiederhall, kein Geräusch unterbrach dieses tiefe heilige Schweigen, nur zuweilen fuhr ein leiser Wind durch die Bäume dahin, und sie rauschten und murmelten wie mit Geisterstimmen, den heimgekehrten König begrüßend.

Friedrich Wilhelm seufzte schwer. Die Erinnerungen der vergangenen Jahre voll Herbigkeit und Bitterkeit kamen über ihn, alle ausgelittenen Schmerzen erwachten auf einen Moment wieder in ihm,

alle ausgebrannten Qualen wurden wieder lebendig. So Vieles hatte er erlebt, erduldet und ertragen, und immer allein, ganz allein! Und wie er allein gewesen in seinen Schmerzen, so war er auch jetzt allein in seinem Glück. Niemand war bei ihm in dieser großen Stunde heiliger Freude, Niemand verstand sein Herz, — Niemand als Sie allein. Ihr Geist war bei ihm, Ihr Auge leuchtete zu ihm nieder! Der Gram und Kummer um die Schmach ihres Landes hatte Ihr den Tod gegeben, die Freude und der Stolz um den Sieg ihres wiedererstandenen Landes mußte Sie erwecken von den Todten.

Langsam schritt der König jetzt den Weg zu dem Mausoleum hin. Die Thür war offen, leise auf den Zehen trat er ein. Mit einem scheuen Blick schaute er umher, um sich zu überzeugen, daß er allein sei, daß Niemand diesen Kirchgang seines Herzens belausche. Nun warf er den Mantel ab, denn das, was er unter demselben getragen, bedurfte jetzt keiner Verhüllung mehr. — Es war der Lorbeerkranz, den er gestern in Leipzig als Siegeszeichen erhalten.

Mit diesem Lorbeerkranz in der Hand näherte sich der König leise dem schwarzen Sarkophag da drüben. In diesem Sarkophag ruhte sein ganzes

Erdenglück, seine Jugend, seine Liebe. In diesem Sarkophag ruhte Sie! Louise!

Er neigte sich über ihn und küßte die Stelle, wo im Innern ihr Haupt ruhen mußte, dann legte er auf diese Stelle den Lorbeerkranz nieder. *)

Nimm ihn hin, Louise, flüsterte er leise. Dir gebührt der Lorbeer! Dein Geist war mit uns, und er hat uns zum Sieg geführt. Oh, Louise, warum hast Du mich verlassen? Warum bist Du nicht bei mir in den Tagen des Glückes, wie Du es in den Tagen des Unglückes warst? Ich habe Deine schönen Augen so viele Thränen vergießen sehen, und jetzt kann ich sie nicht aufleuchten sehen im Glanz der Freude, kann ich Deine liebliche Stimme und Dein frohes Lachen nicht wieder hören! Bin allein, ganz allein!

Er lehnte sein Haupt auf den Sarkophag, und sein Antlitz in den Lorbeerkranz drückend, weinte der König heiße Thränen in diese Lorbeern, die ihm gestern der Sieg verliehen.

Dann nach einer langen Pause richtete er sich

---

*) Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. Th. II. S. 162.

wieder empor; er hatte den Schmerz wieder in seine Brust niedergekämpft und seine Augen waren thränenleer!

Lebe wohl, meine Louise! sagte er, Lebewohl! Ich weiß, daß Du bei mir bist und daß Deine Liebe mich begleitet! Lebewohl!

Und einen letzten Scheideblick auf den Sarkophag werfend, verließ der König die heilige Zelle und wandelte langsam und still durch den dunklen Cypressengang wieder dem Schlosse zu.